Princeton University Library
32101 068180718

F. Gräfin zu Reventlow

# Von Paul zu Pedro

Albert Langen Verlag
München

3481
.535
.394

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

# Von Paul zu Pedro

Von F. Gräfin zu Reventlow
ist in unserem Verlag erschienen

Ellen Olestjerne, Roman

F. Gräfin zu Reventlow

# Von Paul zu Pedro

Amouresken

Albert Langen, München

Copyright 1912 by Albert Langen, Munich

Digitized by Google

I

Ja, nun ſind Sie wieder fort, lieber Freund — Sie fehlen mir ſehr, und ich denke mit einiger Wehmut an unſer Beiſammenſein, vor allem an unſere „Teegeſpräche" zurück.

Es war doch recht hübſch, wenn wir uns aus Regen und Wind in das Tea-room flüchteten und jedesmal Angſt hatten, ob unſer Kaminplatz auch frei ſein würde.

Wenn wir anderswo ſitzen mußten, waren wir eigentlich immer melancholiſch. Man wurde auf einmal gewahr, daß die Welt recht ungemütlich ſein kann und wurde ſelbſt ungemütlich. — Sie, lieber Doktor, in erſter Linie — o, Sie konnten ſehr ungemütlich ſein, wenn Sie anfingen „es" ernſthaft zu nehmen und mir die Seele aus dem Leibe herauszufragen.

Ich weiß ſchon — geſcheite Männer können das manchmal nicht laſſen, aber es iſt eine üble Angewohnheit, und ich glaube, ſie iſt ſchuld daran, daß man ſo oft die Dummen vorzieht. Und das könnt Ihr dann wieder nicht begreifen.

Lieber Gott, ich denke ja auch manchmal nach, aber

3481
.5
.39 t
(RECAP)
549212

es iſt immer ungemütlich. Und nun erſt zu Zweien — davon bekommt man regelmäßig eine Art moraliſchen Kater. — Sie dürfen mir jetzt auch brieflich nicht zu ſeriös werden und mich nicht wieder als „Problem" behandeln — ich bin keines — ſonſt prophezeie ich unſerer Korreſpondenz einen frühen Tod.

Einſtweilen bin ich noch recht ſchreibſelig aufgelegt, es iſt gar ſo fad allein in einer fremden Stadt zu ſitzen, wenn es regnet, ununterbrochen regnet.

Das vielbeſprochene Abenteuer, dem ich mein Hierſein verdanke, iſt zu Ende. Es lag ja ſchon in den letzten Zügen, als Sie herkamen. — Sie waren wohl etwas mit ſchuld daran — er wurde mir ſo langweilig, er war auch wirklich und wahrhaftig langweilig, aber im Anfang habe ich es nicht ſo gemerkt.

Mit Ihnen konnte ich mich jedenfalls viel beſſer unterhalten. Wenn ich mit „ihm" drei Stunden hier am Kamin ſitzen ſollte — du liebe Zeit — ich wäre einfach zerſprungen. Ich habe ihn auch nie mit hergenommen, aus Pietät für Sie — in ſolchen Dingen bin ich ſehr pietätvoll, Sie können ganz zufrieden ſein.

Alſo, er iſt fort — zu ſeiner Frau und ſeinen Kindern. Lächeln Sie nicht ſo niederträchtig, ich kann doch nichts dafür, daß alle möglichen Leute Frau und Kinder haben. Man darf ſchon froh ſein, wenn ſie ſich nicht ſcheiden laſſen wollen, um einem „fürs Leben anzugehören".

Davor habe ich ſchon in frühen Jugendjahren einen

nachhaltigen Schrecken bekommen. Da wollte einer mit mir durchgehen, der ſechs Kinder hatte und natürlich auch eine Frau. Er ſagte mir, ich ſei eine Sphinx und er ſelbſt ein Schurke — und das machte mir tiefen Eindruck — ich war noch ſo ganz dumm.

Die große Szene ſpielte ſich in einem Bureau ab, und ich hatte das Gefühl, man könne doch eigentlich nicht nein ſagen, wenn es ſo dramatiſch herginge. Die Sphinx wirkte wie eine Verpflichtung zu irgend etwas Ungeheuerlichem. — Aber ſchließlich löſte ich mich in Tränen auf und ſagte doch nein.

Wir ſind uns nachher noch oft auf der Straße begegnet, haben aber nie wieder miteinander geſprochen. Er hat mich nur ſtumm und leidenſchaftlich angeſehen. Das war eigentlich recht guter Stil, er bekam dadurch eine Art Nimbus für mich, und ich verzieh ihm die ſechs Kinder, die mich erſt ſo entſetzt hatten.

Aber denken Sie nur, wenn ich damals Romantik und ſchauervolle Wirklichkeit verwechſelt hätte, wie es mir leider ſpäterhin noch manchmal paſſiert iſt — —

Nein, ich war meinem Abenteurer hier in der Regenſtadt von Herzen dankbar, daß er nicht zum Schurken werden wollte und ruhig heimfuhr. Er hoffte allerdings auf Fortſetzung, aber ich bin nicht dafür. Fortſetzung mit verheirateten Männern iſt überhaupt nichts Rechtes, ich hab' das Ausleihen niemals gerne gehabt. Es iſt gerade ſo, wie wenn man ſich von Freundinnen

einen Mantel oder Pelz leiht — dann gefällt er mir, kleidet mich beſonders gut, und ich ärgere mich, wenn ich ihn zurückgeben ſoll. Man kann es auch vergeſſen oder etwas daran ruinieren, und dann ärgert ſich die Freundin. Es gibt immer leicht Unannehmlichkeiten für beide Teile.

Übrigens habe ich gar nicht erſt verſucht ihm das zu erklären, es iſt unpraktiſch, ſich mit dem objet aimé über dieſe Fragen zu unterhalten. Ich finde es viel hübſcher, wenn er ſich bei der Heimreiſe auf ein Wiederſehen freut.

Und Sie? — Sie können es ſicher immer noch nicht begreifen, daß ich mich in ein objet verlieben kann, aus dem ich mir im Grunde gar nichts mache, mit dem man ſich nach zwei, drei Stunden zu Tode langweilt und nie im Leben ein richtiges Teegeſpräch führen könnte. Aber Sie dürfen eigentlich ganz damit einverſtanden ſein, ich meine, es hat ſich doch immer alles aufs ſchönſte ergänzt. Mir ſchien auch, daß Sie ſich in Ihrer diesmaligen Rolle als „Konverſationsliebe" ganz wohl fühlten. Zu Ihnen flüchtete ich mich immer wieder, wenn er gar zu ſtumpfſinnig wurde. Nur, wenn wir einmal unſeren richtigen Platz nicht bekamen und Sie, fern vom Kamin, zu tiefgründig waren — dann bekam ich wieder Sehnſucht nach ihm und ſtahl mich ans Telephon. — Zum Beiſpiel, als Sie verlangten, ich ſollte Hölderlins Hyperion leſen — oder

wollen Sie immer noch nicht zugeben, daß Ihr Anſinnen deplaciert war? Im Süden und wenn man gerade romantiſch aufgelegt iſt — mit Vergnügen. Aber bei dem Regen und unter dieſen Umſtänden — ich hab's ja verſucht, aber das einzige, was mir Eindruck machte, war die Stelle: „Guter Junge! es regnet.“ Und das gab meine Empfindungen ſo erſchöpfend wieder, daß ich ganz glücklich war. Aber ich glaube, das haben weder Sie noch er begriffen.

Denken Sie darüber nach, lieber Freund, und leben Sie für heute recht wohl.

2

Ich fürchte, ich werde mich nie daran gewöhnen, meine Briefe zu datieren. Tue ich es einmal, weil ich denke, es müßte ſein — ſo iſt das Datum gewöhnlich falſch. Man weiß es gerade nicht, hat keine Luſt erſt nachzuſehen und ſchreibt irgendein beliebiges hin, — weil es doch ganz gleichgültig iſt, ob mein Brief am dritten oder am zehnten November geſchrieben wurde. Ich datiere eigentlich nur, wenn ich einen Brief verbummelt habe und meine Nachläſſigkeit beſchönigen will. Und dann ſchreibt man natürlich abſichtlich ein falſches Datum. Ich halte das, wie ſo viele kleine Lügen, für eine liebenswürdige Rückſicht, durch die man anderen ein ärgerliches Gefühl erſpart.

Bei den erſten Jugendlieben ſchrieb ich immer ein pathetiſches Datum: ſieben Uhr morgens — die Vögel zwitſchern ſchon vor meinem Fenſter; — ob ſie wirklich zwitſcherten, weiß ich heute nicht mehr zu ſagen, aber es machte ſich ſo hübſch. Oder: Mitternacht — meine Tante iſt ſchon ſchlafen gegangen — —

Soll ich das bei Ihnen auch ſo machen? Etwa: zwei Uhr

früh — eben geht er die Treppe hinunter — die Stufen knarren, und es wäre mir sehr peinlich, wenn man ihn hörte.

Sie würden natürlich gleich alles mögliche wissen wollen: wer denn? — und wieso? — und was gefällt Ihnen nun schon wieder an diesem Menschen?

Ich hab's ja gleich gewußt, o Freund meiner Seele, als Ihr Brief kam. Gleich gewußt, daß Sie Ihr Steckenpferd — man könnte es allmählich wohl eher als Streitroß bezeichnen — wieder gehörig tummeln würden. Kann man Sie denn immer noch nicht davon kurieren? Sind wieder einmal alle Teegespräche und alle Demonstrationen am lebenden Objekt umsonst gewesen? Ich fürchte: Ja — Sie werden stets von neuem beklagen, daß gerade die Frauen, die man am meisten schätzt, so „furchtbar wahllos" sind. — Und ich habe gar keine Lust, Ihnen immer wieder etwas vorzuleben, damit Sie zur Einsicht kommen. Ich müßte mich denn zur Abwechselung einmal nach Ihrem Geschmack richten, und das — nein, das ist zu viel verlangt.

Übrigens behauptet fast jeder Mann, man sei wahllos. Der eine begreift nicht, daß man sich in einen Friseurtypus oder Tenor verlieben kann und würde Naturburschen verzeihlicher finden. Der andere hat keine Auffassung dafür, daß exotischer Typ und gebrochenes Deutsch zu den unwiderstehlichen Attraktionen gehören.

Nun — das wenigstens haben Sie mir ja manch-

mal nachfühlen können. Aber für „Paul" hatten Sie kein Verſtändnis — gar keines. Sie fanden es nicht recht der Mühe wert, daß ich ſeinetwegen hierher fuhr, daß Sie Ihr eigenes Reiſeprogramm umſtürzen und wir beide vierzehn Tage im Regen herumlaufen mußten. Es tut mir leid, aber ich muß bei dem Gedanken ſo lachen, daß meine Teenachbarn mich eben ganz erſtaunt anſehen.

Ja, Paul — Paul war in dieſem Fall nur ein Sammelname. Er hieß gar nicht Paul — er war es nur. Es gibt eine beſtimmte Art von Erlebnis, das ich Paul nenne, aus dankbarer Erinnerung an ſeinen erſten Vertreter. Ich meinte auch, ich hätte Ihnen das ſchon einmal erklärt, aber Sie haben es anſcheinend nicht ganz begriffen.

Paul iſt eine Begebenheit, die immer von Zeit zu Zeit wiederkehrt. Nicht etwa, weil ſie beſonders tiefen Eindruck gemacht hätte — im Gegenteil, Paul iſt immer etwas Luſtiges, Belangloſes, ohne Bedenken und ohne Konſequenzen. Aber er kommt immer wieder, wenn auch jedesmal in etwas veränderter Form und Geſtalt.

Paul kann alles mögliche ſein, verheiratet oder Junggeſelle, Leutnant, Ingenieur, junger Arzt, Afrikareiſender, — es kommt auch vor, daß er gar keinen Beruf hat. Manchmal iſt er auch „drüben" geboren, dann nennt er ſich Pablo und rollt das R — vorausgeſetzt, daß der Vorname ſtimmt, was merkwürdigerweiſe oft, aber natürlich nicht immer der Fall iſt.

Man lernt ihn in Sommerfrischen, in Hotels und auf Reisen kennen; an einem festen Wohnort — nein, ich glaube kaum, höchstens wenn er sich vorübergehend dort aufhält. Zu Paul gehören immer Koffer und Kellner, irgendeine momentane und geräuschvolle Umgebung. Man erkennt ihn auf den ersten Blick, wenn er einem im Coupé gegenübersitzt oder in ein Hotel hereinkommt, weiß sofort: das ist Paul. Es dauert auch nie sehr lange, bis man sich kennt, duzt (mit Paul muß man sich duzen, es geht nicht anders) und ganz genau weiß, wie sich nun alles entwickeln wird. Ich habe mir auch angewöhnt, ihn immer so zu nennen. Wenn ich das erstemal sage: du — Paul, — so ist er sehr erstaunt und fragt, mit wem ich ihn jetzt verwechselt habe. — Nun, mit Paul natürlich — und dann bleibt es dabei. Ich hüte mich wohl, ihn aufzuklären, daß es in Wirklichkeit gar keine Verwechselung ist. Er würde es nicht verstehen.

Paul ist auch selten eifersüchtig, wahrscheinlich, weil er sich seiner wechselvollen Vergänglichkeit dunkel bewußt ist. Er wird mir auch sicher niemals Vorwürfe über meine Wahllosigkeit machen.

Und Sie denken jetzt wohl: Gott sei Dank, daß ich nicht Paul bin. Sie haben nicht ganz unrecht — Paul wird in der Regel bald langweilig, und man entflieht ins Tea-room.

## 3

Geſtern habe ich lebhaft an Sie denken müſſen. — O Regenſtadt — o Tea-room — o Teegeſpräch!

Ich habe inzwiſchen verſchiedene Leute kennen gelernt, und dieſe verſchiedenen Leute ſaßen geſtern hier an unſerer geheiligten Stätte zuſammen und verrannten, verbohrten, verwickelten ſich in ein endloſes Gerede über Liebe, Erotik und was dazu gehört.

Apropos — Erotik — ich kann das Wort bald nicht mehr hören. Schade, daß es kein anderes dafür gibt. Die allerunmöglichſten Leute führen es ſchon im Munde und ſchmücken ihre unſympathiſchen oder obſkuren Erlebniſſe damit. Es geht nicht mehr, wir ſollten es uns abgewöhnen — ja, aber im Teegeſpräch müſſen wir es wohl faute de mieux einſtweilen noch beibehalten, da hört es ja auch niemand.

Was wollte ich Ihnen denn erzählen? — Daß dieſe Leute wieder einmal das Weſen aller Dinge endgültig feſtſtellten, alles ſchön ſortierten, in Schachteln taten und Etiketten daraufklebten, nach meinem Gefühl aber

immer in die falſche Schachtel und mit falſcher Etikette.

Liebe und Erotik zum Beiſpiel kamen in denſelben Karton. Ich brauchte nur bis Paul zu denken — oder, wenn es Ihnen lieber iſt, an Sie, um das unbillig zu finden.

Ach, mein Gott, wenn alles immer Liebe oder auch nur etwas Ähnliches ſein ſollte, wo käme man da hin? Jedesmal Seligkeit, wenn es anfängt, „Konflikte", während es dauert, und große Tragik, wenn es zu Ende geht — ſo etwa ſchienen dieſe Gerechten es ſich vorzuſtellen — nein, das möchte wirklich zu weit führen.

Die Frau wolle doch wenigſtens die Illuſion haben, daß ſie liebt, wenn ſie einem Manne angehört, — meinte jemand, und die anderen ſtimmten ihm bei.

Das iſt hart, ſehr hart. Schon das diktatoriſche: die Frau, der Mann. Wer ſind dieſe Frau und dieſer Mann?

Warum wohl überhaupt dieſe Sucht, die ſchöne Vielfältigkeit des Lebens und all ſeiner Möglichkeiten abzuleugnen oder wenigſtens nach Kräften einzuſchränken? Wie Kellner — es gibt ſolche —, die gerne die große Speiſekarte wegſtecken, damit man das bequeme, aber unausſtehliche Menü wählen ſoll.

„Man" tut doch ſchließlich in erſter Linie, was einen freut, und weil es einen freut. Und das iſt natürlich jedesmal etwas anderes. Es kann wohl manchmal

Liebe und „große Leidenſchaft“ ſein, aber ein andermal — viele, viele andere Male iſt es nur Pläſier, Abenteuer, Situation, Höflichkeit, — Moment — Langeweile und alles Mögliche. Jede einzelne Spielart hat ihre beſonderen Reize, und das Enſemble aller dieſer Reize dürfte man wohl Erotik nennen.

Es kommt „der Frau“ auch gar nicht in den Sinn, ſich immer einzureden, daß es Liebe iſt, im Gegenteil, das wäre ihr manchmal nur peinlich, und ſie iſt recht froh, daß es ſich anders verhält. Man braucht doch auch Erholung vom Ernſt des Lebens.

Und Liebe? Unter Liebe verſtehe ich — nun, eine ſeriöſe Dauerſache. Aber Sie dürfen mir dieſen Begriff nicht zu optimiſtiſch auffaſſen. Dauerſache iſt alles, was — ſagen wir, was monatelang dauert — ſeriöſe Dauerſache, wenn es viele Monate ſind; über ein Jahr, — dann wird es ſchon Verhängnis mit einem Stich ins Ewige. Natürlich gibt es auch Dauerſachen mit Unterbrechung und viele andere Variationen.

Damit war meine geſtrige Geſellſchaft durchaus nicht einverſtanden, und man verſuchte mich mit vielen Fragen in die Enge zu treiben. Aber dann mache ich mir's bequem und verſtumme. Ich habe überhaupt nicht viel Sinn für theoretiſche Fragen, außer, wenn es mich momentan reizt zu widerſprechen. Das ganze Gerede iſt ſo überflüſſig, es ſollte wenigſtens Konverſation bleiben — wie mit Ihnen. Dann hat es ſeinen Reiz.

Und wie angenehm, daß man als Frau keine Logik zu haben braucht! Denken Sie, wenn ich all meine mühſam erworbene Lebensweisheit in Schachteln ordnen ſollte — ach nein, ich werfe lieber alles durcheinander in eine Schublade und hole gelegentlich heraus, was mir — oder anderen Spaß macht.

Im Anſchluß an das Liebesproblem kamen natürlich auch die „wertvollen Menſchen" aufs Tapet — alſo Waſſer auf Ihre Mühle —, die wertvolle Frau, die ſo oft und unbegreiflicherweiſe ihr Gefühl an unwürdige Objekte verſchwendet, und der wertvolle Mann, der ungeliebt beiſeite ſteht, ja und ſo weiter, die ganze Litanei.

Teuerſter Doktor, gerade damit haben Sie mir ja auch ſo oft, ſo oft zugeſetzt. Und ich habe mich ſo redlich bemüht, Ihnen plauſibel zu machen, daß innerer Wert gar nichts mit erotiſcher Attraktion zu tun hat. Wenn mir jemand gefällt, frage ich doch den Teufel darnach, wie es mit ſeinem inneren Wert beſtellt iſt. Kommt beides zufällig zuſammen — tant mieux. Dann iſt es natürlich auch etwas anderes wie die bloße Aventiure, die keine Fortſetzungen verträgt, weil der Partner einem als Menſch ganz gleichgültig iſt und man nichts mehr mit ihm anzufangen weiß.

Geht es um Ernſtliches, ſo muß allerdings irgend etwas daſein, was für mich perſönlich Wert hat, mir erfreulich, wohltuend, unentbehrlich erſcheint oder mir imponiert, kurz, was ich haben möchte. An denen, die

man liebt, will man wohl irgend etwas ſchätzen, manchmal ſchätzt man ſie auch in Bauſch und Bogen, oder bildet ſich's wenigſtens eine Zeitlang ein.

Ja, das iſt dann Liebe, ſolange die Attraktion dauert; und wenn ſie aufhört, ſo iſt es unangenehm, weil man ſich wirklich gerne hat.

Ich halte ſchon deshalb nichts davon, daß man ſich allzu intenſiv zuſammenlebt und dann in bitterem Leid auf Nimmerwiederſehen auseinander geht. Bei jeder beſſeren amouröſen Angelegenheit ſollte Anfang und Ende überhaupt nicht ſo ſcharf umriſſen ſein.

Ja, ich habe bei dieſer angeregten Abendunterhaltung mein ſtilles Vergnügen gehabt, und wenn ich meine eigenen Amouren Revue paſſieren laſſe, die tragiſchen und die heiteren, ſeriöſe Dauerſachen und flüchtige Minnehändel — wie ſie ſich nacheinander, nebeneinander und durcheinander abſpielten, ſo fügt ſich für mein Empfinden alles ganz von ſelbſt zur ſchönſten Harmonie zuſammen. Auch wenn — cher ami, das gilt Ihnen mit — andere Leute ſo oft etwas daran auszuſetzen haben.

Ganz richtig, das iſt ſonderbar — gerade wir böſen, unbeſtändigen Menſchenkinder werden oft ſo ungemein ernſthaft geliebt, wie man nur unbeſcholtene junge Mädchen und „anſtändige“ Frauen lieben ſollte. Zumeiſt wohl von den „dummen Jungen“, und das iſt ſehr hübſch — ich habe große Sympathie für ſie —, manchmal aber auch von ganz intelligenten Männern mit innerem Wert, und damit iſt dann nicht ſo leicht fertig zu werden. Beſonders, wenn ſie uns zwingen wollen Tiefen zu offenbaren, über die wir gar nicht verfügen.

Am ſchlimmſten iſt der Typus „Retter“ — und glauben Sie mir, man darf ſich noch ſo weit und noch ſo lange auf der ſchiefen Ebene befinden, es tauchen immer wieder Männer auf, die uns durch wahre Liebe retten wollen.

Vielleicht darf man das nicht ſo verallgemeinern, ich kann ja nur aus eigener Erfahrung reden und mache möglicherweiſe einen ganz beſonders rettungsbedürftigen oder geeigneten Eindruck. Wie auch die geiſtlichen Er-

zieher meiner frühen Jugend immer noch einen guten Kern in mir entdeckten und die Hoffnung nie ganz aufgaben.

Der Retter meint es gut und aufrichtig, schon das ist schwer zu ertragen. Und er leidet durch die Bank an unheilbarer Selbstüberschätzung, hält sich eben für den, der imstande sei, unser zerflattertes Liebesleben einzufangen und auf einem Hauptpunkt, nämlich auf sich selbst zu konzentrieren. Er findet, es sei ein Jammer, daß wir uns zeitlebens so weggeworfen haben, an so viele, die es nicht wert waren (darin würden Sie sich also ganz gut mit ihm verstehen) — ja, wenn wir nur einmal an den Rechten gekommen wären — wie anders, Gretchen! Der Retter hält sich — das liegt auf der Hand — für den, der es selbst jetzt noch vermöchte, das Wunder zu vollbringen. Dabei ist er trotz allem: wie schade um diese Frau — merkwürdig tolerant gegen unsere Vergangenheit, empfindet sie mehr als Verirrung: ihr ist viel vergeben, denn sie hat viel geliebt. Sie hat keinen Halt in sich selbst und keinen an anderen gehabt, hat sich von ihrem Temperament hinreißen lassen, und das haben die schlechten Männer sich zunutze gemacht.

Ja, er läßt es an Verständnis nicht fehlen und ist überzeugt, man habe jeden, dem man sich „hingegeben", glühend und tief geliebt, aber er war es natürlich in den seltensten Fällen wert. Der Retter sagt gerne:

„armes Kind" und ſtreicht einem dabei die Haare aus der Stirn — eine unausſtehliche Angewohnheit, man darf nie vergeſſen ein Taſchenkämmchen mitzunehmen.

Manchmal bietet er auch pekuniäre Hilfe an, aber mit dem Gefühl, daß für „ſie" doch eigentlich etwas Degradierendes darin liegt und es ihr ſehr peinlich ſein müſſe (ach, Doktor, es iſt ihr durchaus nicht peinlich, ſie tut nur manchmal ſo — aus guter Erziehung).

Die Bekanntſchaft mit dem Retter iſt natürlich immer ein Mißgriff und entſpringt irgend einem unglücklichen Zufall, zum Beiſpiel aus momentaner Sentimentalität oder einer unangenehmen Situation, die durch ihn behoben wird — oder, wenn man ſich gerade mit jemand anders gezankt hat. Man fällt ihm eben bei irgendeiner Gelegenheit in die Arme.

Der Retter will kein Philiſter ſein — Gott bewahre. Er verwirft auch die illegitimen Liebesfreuden an ſich durchaus nicht, faßt ſie nur viel zu ernſt auf und ſucht ihnen eine ethiſche Weihe zu verleihen. Er betrachtet jede Schäferſtunde als Anlaß zu ernſten Geſprächen und zu heilloſem Ausfragen — beſonders in bezug auf Zahlen und Daten (und man rechnet doch ſo ungerne und ſagt nie die Wahrheit — der Retter würde ſie auch nicht vertragen).

Trotz der ſchlagendſten Gegenbeweiſe hält er an dem Dogma von der monogamen Veranlagung der Frau feſt.

Er iſt unbequem und nimmt es übel, wenn man nicht viel Zeit für ihn übrig hat. So ſchlägt er gerne mehrtätige Ausflüge vor, damit man einmal wirklich etwas voneinander hat und alles Trübe und Schwere von ſich abſchütteln kann — in Klammer: weil man draußen in Gottes freier Natur ſicherer iſt, daß die geliebte Frau nicht ſo oft alten Bekannten begegnet, oder daß es plötzlich klingelt und alle möglichen Leute zum Tee kommen, von denen man nicht recht weiß, warum und wieſo?

Ach Gott, und ich finde amouröſe Ausflüge überhaupt eine unglückliche Erfindung — ich kann ſie nicht ausſtehen, vor allem nicht mit Rettern oder mit wertvollen Menſchen. Höchſtens mit Paul — oder vielleicht mit Ihnen — pardon, pardon, daß ich Sie ſchon wieder mit Paul zuſammenſtelle und ſo oft auf ſeine Vorzüge zurückkomme. Es geſchieht wirklich nicht aus Bosheit, aber ich lebe immer noch mit einem Fuß in der jüngſten Vergangenheit, in der ſchönen Zeit unſeres Dreiecks.

Mit dem Retter dauert es übrigens meiſt nicht lange. Er wünſcht ſelbſtredend eine ſeriöſe Dauerſache, und man lehnt tragiſch ab: zu ſpät — man kennt ſich ſelbſt zu gut — leider — es bringt niemand Glück mich zu lieben — beſſer, man geht ſeinen dornenvollen Pfad alleine weiter, bis es ein Ende mit Schrecken nimmt. Oft wünſcht der Retter ſich ein Kind — gerade von dieſer Frau — ich weiß nicht warum, vielleicht weil

ſie dann in ſeinen Augen „ganz anders daſtehen würde“ —, und er nimmt es übel, wenn ſie lieber darauf verzichtet.

In dieſem Fall würde er ſie als Ehrenmann ſelbſtverſtändlich heiraten, ſie dürfte auch um des Kindes willen nicht nein ſagen. Einer von meinen Rettern wollte mich auch ohne Kind heiraten; er war verlobt, als wir uns kennen lernten, und löſte dann ſeine Verlobung auf. Stellen Sie ſich meinen Schrecken vor, als er mir das freudeſtrahlend mitteilte — wir trafen uns im Bahnhof, um aufs Land zu fahren —, ich war geradezu entſetzt. Gott ſei Dank wurde er daraufhin an mir irre, und ich fuhr nicht mit ihm aufs Land, ſondern ohne ihn nach Hauſe. Daher ſtammt wohl auch meine Idioſynkraſie vor Ausflügen. Dieſe Art Menſchen wollen ja auch immer ein „volles Glück“, wenn ſie heiraten, und das hätte er an meiner Seite ſchwerlich gefunden. Die Idee vom „vollen Glück“ hat für mich immer etwas ſo Troſtloſes, Bedrückendes. Es klingt ſo peinlich definitiv, als ob dann alles vorbei wäre, wie wenn man ſich ſchon bei Lebzeiten ſeinen Sarg beſtellt.

Nur als Backfiſch habe ich auch eine Zeitlang davon geträumt: Eines ſchönen Tages wird man heiraten, und dann iſt man glücklich, die Sache iſt erledigt. Aber dann wieder — ich erinnere mich deutlich an einen Ball im Elternhauſe, wo ich zum erſtenmal mit-

tanzen durfte und meine Gefühle in großer Verwirrung waren. Ich war vierzehn Jahre alt, die Tänzer behandelten mich wie eine erwachsene Dame, nannten mich Sie und sagten mir schöne Sachen. Und in drei von ihnen war ich zum Sterben verliebt. Ich sehe sie noch vor mir, alle drei waren sehr elegant und trugen die modernsten Stehkragen — ich weiß nicht, warum gerade die Kragen mir so viel Eindruck machten. Zwei waren brünett und einer blond. Die beiden Brünetten gefielen mir beinah noch besser, aber ich liebte auch den Blonden. Und ich weiß noch so gut, wie ich damals dachte, daß man doch immer nur einen Mann heiraten könnte; wenn man nun aber dreie liebt — was dann? Die Frage hat mir viel Kopfzerbrechen gemacht. — Übrigens trugen sie alle drei Zwicker — ich hätte mich dazumal nie in einen Mann ohne Zwicker verliebt, er wäre mir nicht ganz vollständig vorgekommen.

Sehen Sie, all diese armen Leute mit dem vollen Glück, werden doch nur einmal wirklich glücklich und wir werden und sind es so oft. Daß wir es nicht ewig bleiben — nun, daran glaube ich auch bei den anderen nicht recht. Der Rausch verfliegt, und was dann? — Die Räusche verfliegen auch, aber es kommen neue.

Mein lieber Freund, der Retter ist ein unlustiges Thema — er fällt auf die Nerven, auch wenn man

nur von ihm ſpricht. Er wirkt wie eine ſchwüle Atmoſphäre, der man ſo bald als möglich wieder entrinnen möchte.

Alſo — ich entrinne hiermit — Ihnen, den Rettern und dem Briefſchreiben. — Hätte ich doch immer einen ſo guten Vorwand, wenn ich nicht mehr ſchreiben mag.

Ich bitte Sie, liebſter Doktor, ſchelten Sie nicht ſchon wieder über meine Zerſtreutheit — gerade Sie haben verhältnismäßig wenig darunter zu leiden gehabt, ich verwechſele Sie ſchon längſt nicht mehr mit anderen Bekannten — ich weiß immer, wer Sie ſind und wie wir miteinander ſtehen.

Sie können beim beſten Willen nicht begreifen, daß ich Frau N., mit der wir einen ſo netten Abend verlebten, nicht wiedererkannte? — Damen erkenne ich faſt nie wieder, ſie ſehen doch jedesmal anders aus — andere Toiletten, andere Hüte, andere Begleiter — —

Und der nette Abend hat Ihnen anſcheinend mehr Eindruck gemacht wie mir. Du liebe Zeit, ich habe mehr wie einmal Leute nicht wieder erkannt, mit denen ich noch viel nettere Abende verlebt hatte — und die es mir tödlich übelnahmen.

Ihr Brief gefällt mir überhaupt nicht ſehr, er klingt etwas trübſelig und verſtimmt. Und ich bin gerade ſo guter Laune, ſo ohne jeden Grund ſeelenvergnügt. Das iſt bei mir ja öfters der Fall, und ich weiß ſchon, daß

es manche Mitmenſchen geradezu irritiert. Sie nehmen Ärgernis daran, daß man ohne Anlaß glücklich iſt, um ſo mehr, wenn man infolge aller möglichen Lebensumſtände Grund genug hätte, ſich unglücklich oder wenigſtens unbehaglich zu fühlen.

Aber ſei dem, wie es will — ich kann dieſe ſchwarze Stimmung bei Ihnen nicht ausſtehen — mich macht es wiederum nervös, wenn ich jemand ohne ſchwerwiegende Veranlaſſung Trübſal blaſen ſehe. Und ich habe den edlen Vorſatz, Sie ein wenig zu tröſten.

Wären Sie hier, dann könnte ich Ihnen doch wenigſtens die Falten von der Stirn ſtreichen oder — je vous donnerais une de ces heures, qu'un homme n'oublie jamais. (Dieſe hübſche Wendung iſt leider ein Plagiat, ich habe ſie irgendwo geleſen.) Aber Sie ſind nicht da und grollen nur irgendwo in der Ferne, weil ich Frau R . . . gegenüber einen ſo heilloſen faux-pas begangen habe. — Schade, daß Sie nicht dabei waren, wie ich ſie im Vorbeigehen leutſelig auf die Schulter tippte: ja, Lily, wie kommen Sie denn hierher? — Doktor R . . . iſt ſchon fort! Das Geſicht, mit dem ſie ſich da umdrehte, werde ich nie vergeſſen.

Es iſt auch ein Kreuz, daß ſie ganz genau weiß, um wen es ſich handelt, und jetzt natürlich glaubt, „jene Perſon" ſei mit Ihnen hier geweſen. — Was tun? — Soll ich ihr einen Beſuch machen und Ihre Schuldloſigkeit dartun? — Ich fürchte, es würde nur

das Gegenteil erreicht und Frau N . . . möchte unſere Beziehungen falſch einſchätzen.

Armer Freund, da habe ich Ihnen einen rechten Henkersdienſt erwieſen, und ich trachte doch immer nur darnach Sie glücklich zu machen.

Soll ich Ihnen als Balſam für dieſe Wunde von einer Frau erzählen, die manchmal noch viel zerſtreuter war, als — nun, als ich bei der Bewegung mit Frau N . . .?

Sie behauptete und behauptet immer noch, es ſei eine Art Neuroſe. Ihr Gedächtnis in bezug auf Perſönlichkeiten und Begebniſſe ſei zeitweilig überbürdet worden und habe dadurch gelitten. Sie geriet denn auch manchmal in eine Art ſomnambulen Zuſtand, verwechſelte alles und alle — Situationen, Perſonalien, Erlebniſſe, Namen, Geſichter — und ſchuf ſich und anderen manches Herzeleid. Eben dieſe Dame reiſte viel herum und, wie es nun einmal zum Reiſen gehört, mit verſchiedenen Begleitern und unter verſchiedenen Namen. Dabei geſchah es des öfteren, daß ſie den gegenwärtigen Zuſtand mit irgend einem früheren verwechſelte, zum Beiſpiel von Bukareſt nach Konſtantinopel telegraphierte: Komme mir bis Salzburg entgegen — und einen Namen darunter, den der Betreffende noch nie gehört hatte. Oder wenn ſie mit Sir John auf dem Starnbergerſee eine Segelpartie machte, ſagte ſie plötzlich aus tiefem Sinnen heraus:

„Du — Hans, wie das Mykalegebirge heute klar iſt — wir ſollten doch morgen einmal nach Smyrna hinüberfahren.“ (Worauf Sir John antwortete: Very well, aber ich wollte lieber morgen früh in Norwegen Supper eſſen.)

Zu ihrem Leidweſen beſaßen nicht alle ihre Freunde ſoviel liebenswürdige Anpaſſungsfähigkeit. So hatte ſie einmal eine ungewöhnlich dauerhafte und in jeder Beziehung erfreuliche Liaiſon, auf die ſie ſehr viel Wert legte. Es wurde ſogar ernſtlich erwogen, ob man ſich nicht heiraten ſolle. Der Mann war wohlhabend, ſympathiſch und viel auf Reiſen — und ſie befand ſich gerade in einer jener inneren Kriſen, wo man ſich nach Ruhe und nach einer „Baſis“ ſehnt. Aber ein unglücklicher Zufall, wie ſie es nannte, gab der Sache eine andere Wendung.

Der Betreffende war einige Monate verreiſt geweſen, und als ſie zum erſtenmal wieder einen Abend mit ihm verbrachte, ging ſie, nicht ohne innere Bewegung, durch ſämtliche Räume ſeiner Wohnung und feierte Wiederſehen mit allen vertrauten Gegenſtänden. Dabei blieb ſie plötzlich in der offenen Tür zum Schlafzimmer ſtehen, betrachtete nachdenklich das breite engliſche Meſſingbett und ſagte: „Du — die Seide an dem Bett war doch immer rot — warum haſt du es jetzt in grün machen laſſen? Und wo iſt der Kranich geblieben?“

Ja, und dann konnte ſie zuerſt nicht begreifen, warum dieſe harmloſe Äußerung ihn ſo verſtimmte —

die Seide war immer grün gewesen und grün geblieben, aber es gab genau dasselbe Bett in rot, und das stand in der Wohnung eines ihrer gemeinsamen Bekannten. Und darüber am Plafond hing ein ausgestopfter Kranich mit ausgebreiteten Flügeln, der sich langsam drehte, wenn das Zimmer stark geheizt war. Der gemeinsame Bekannte hatte eben einen sonderbaren Geschmack — und der ausgestopfte Kranich über seinem roten Bett war schuld daran, daß unsere zerstreute Freundin wieder einmal nicht dazu kam, ihr Dasein auf eine feste Basis zu stellen.

So etwas ist Schicksal. — Der Mann meinte nachher, sie sei doch wohl nicht zur Ehe prädestiniert, denn sie würde bei jeder Gelegenheit wieder grün mit rot und stilisierte Ampeln mit Kranichen verwechseln.

Ja, ja — Zerstreutheit in amore soll eine bedenkliche Sache sein.

Trotzdem haben Sie, lieber Doktor, noch unlängst eben diese Eigenschaft bei einer Dame Ihrer Bekanntschaft als reizvollen Zug bezeichnet und verschiedene liebenswürdige Bosheiten darüber gesagt. Unter anderem wollten Sie öfters und mit Vergnügen beobachtet haben, wie sie den ganzen Abend irgend ein langweiliges oder unausstehliches vis-à-vis aus reiner Gedankenlosigkeit überaus seelenvoll ansah. Das unausstehliche vis-à-vis glaubte schon eine ganze Welt von Empfindung in ihr geweckt zu haben, aber sie hatte

nur an jemand anders gedacht und war höchſt erſtaunt, wenn es Konſequenzen daraus ziehen wollte.

Sie haben mir auch erzählt, wie Sie dieſe Ihre Freundin, eines Abends abholten — ſie ſtand vor einem Schrank und ſuchte endlos nach ihren Handſchuhen. Sie halfen ihr ſuchen, und dabei kam es zu einigen liebenswürdigen Annäherungen Ihrerſeits, die ſie gelaſſen annahm und erwiderte. Sie — der Doktor R... dachten: endlich! Denn der Fall war konverſationsweiſe ſchon mehrmals zwiſchen Ihnen beiden erörtert worden.

Sie fühlten ſich dann nachher etwas enttäuſcht, als Ihre Freundin Sie bei Tiſch ſeelenvoll anſah und ſagte: „Nehmen Sie es nicht übel, aber ich muß jetzt die ganze Zeit darüber nachdenken, ob ich Ihnen nicht ſchon einmal an dieſem Schrank einen Kuß gegeben habe, wie ich meine Handſchuhe nicht finden konnte — ja, nein — richtig — da hab ich ja den Schleier geſucht und — — —“

Armer Doktor, an dem Abend fanden ſie den amouröſen Somnambulismus, wie Sie es nannten, gar nicht „reizvoll“ und malten ihr mit einiger Bitterkeit aus, wie es in noch intimeren Situationen wirken möchte, wenn die geliebte Frau plötzlich ſagt: Hören Sie — wir haben uns doch ſchon früher — ja, nein — Pardon — damals kannte ich Sie ja noch gar nicht.

Leben Sie wohl — es iſt ſpät, und wenn ich noch weiter ſchreibe, könnte ich vielleicht zu indiskret werden.

Dankend quittiert, cher ami.

Ihre Niederträchtigkeiten ſind mir viel lieber als Ihre ſentimentalen Anwandlungen.

Laſſen wir Frau N... begraben ſein... wenn Sie es verſchmerzen können.

Und mein Ruf... nein, wiſſen Sie — in dieſem Punkt muß ich Sie doch wohl etwas enttäuſchen. Ich ſtehe gar nicht ſo ſehr über dieſen Dingen, wie Sie meinen.

Manchmal finde ich es verzweifelt unbequem, einen ſchlechten Ruf zu haben. Wäre ich noch einmal achtzehn Jahre alt, ſo würde ich die Sache anders angreifen, mich entweder ganz in die Tiefe begeben oder darauf ſchauen, geſellſchaftlich durchaus oben zu bleiben. Der Mittelweg iſt in dieſem Fall an Freuden vielleicht reicher, aber jedenfalls bei weitem der unbequemſte. Die Leute wiſſen ſo oft nicht, für was ſie einen nehmen ſollen.

Und der ſchlechte Ruf verpflichtet. Man kann ſich

ſo vieles nicht leiſten, was eine unbeſcholtene Frau ruhig tun darf.

Jedes männliche Weſen, mit dem man über die Straße oder ins Reſtaurant geht, wird einem aufgerechnet. Sind es zufällig vier oder fünf an einem Tag, ſo werden alle vier oder fünf gebucht.

Folglich iſt es peinlich, wenn man mit einem alten Profeſſor oder mit drei grünen Jungen geſehen wird, oder wenn ein Jugendfreund in Velvethoſen uns anſpricht. Man dürfte ſich nur mit ſolchen ſehen laſſen, die einem ſtehen oder die man ſich gerne nachſagen läßt.

Bedenken Sie nur, wie viele Schwierigkeiten ſich daraus ergeben, und was für komplizierte Schiebungen manchmal notwendig ſind. Es gab eine Zeit — zu meinem Leidweſen muß ich es erwähnen —, wo ich mich in einer ſolchen Lebensextaſe, in einem ſo fortgeſetzten Herzenstumult befand, daß ich wenig oder gar keinen Blick für dergleichen Äußerlichkeiten hatte. Es wird mir in der Erinnerung wirklich ſchwer, mich dahinein zu denken, aber ich weiß es als hiſtoriſche Tatſache. Und dazumal habe ich wohl mein Renommee ſchon ſo übel zugerichtet, daß es ſich nie wieder ganz erholt hat.

Das war dumm, ungeheuer dumm, und ich würde heute jedem blutjungen Mädel, das leben und kompromittieren verwechſelt, aufs dringendſte raten, ſeinen Ruf zu wahren, bis es in dieſer oder jener Welt — ich

meine in Lebekreiſen oder in der Geſellſchaft — eine feſte Poſition hat. Die Ausnahmeſtellung zwiſchen beiden Welten iſt vom Übel, außer wenn ſie ungemein glänzend finanziert iſt.

Und Sie? — fragt mein Freund, der Doktor. — Cher ami, Anweſende ſind immer ausgenommen. — Ich weiß in jeder Blüte den Honig zu finden und laſſe das Gift wohlweislich darin. So habe ich auch gar keine Neigung, unter dieſen Kalamitäten zu leiden, ſie ſind mir höchſtens läſtig und machen mich gelegentlich nervös.

Nehmen wir an, ich kenne einen wirklich reizenden Menſchen, mit dem ich mich ſehr gerne unterhalte, aber er trägt Künſtlerhüte oder einen unmöglichen Kragen — läßt es ſich auch nicht abgewöhnen, denn er befindet ſich ganz wohl dabei. Es würde mir ſicher Vergnügen machen, einen Abend mit ihm zuſammen im Café zu ſitzen — mein Ruf verbietet es mir. Der Schlapphut würde ſofort zu meinen Intimen gerechnet, und das laſſe ich nicht gerne auf mir ſitzen. Auch wenn es ein noch ſo wertvoller Menſch iſt, lieber Doktor.

In M . . . gab es in alten Zeiten ein verſchwiegenes und entlegenes Weinreſtaurant, das ich zu ſolchen Zwecken kultivierte. Ich will Ihnen die Adreſſe gern verraten und auch, daß ich manche meiner männlichen Bekannten dort getroffen habe, — wenn ſie mit der Toilette oder der ſozialen Rangſtufe ihrer Begleiterinnen

nicht ganz einverſtanden waren. Man wechſelte dann einen ſtummen Blick, verſtand und ignorierte ſich. Und die, mit denen ich hinging, pflegten ſich über meine Vorliebe für dieſes mesquine Lokal zu wundern. Eben dieſe Leute, die keinen Wert auf ihr Äußeres legen, gehen mit Vorliebe in elegante Reſtaurants, um zu zeigen, daß auch ſie zu leben verſtehen.

Oder man muß in ſolchem Fall den böſen Schein durch irgend einen ſtarken Gegenſatz korrigieren.

Erinnern Sie ſich noch an den deprimierten Jüngling, den ich mir vergangenes Jahr an die Sohlen geheftet hatte, wie Sie ſo hübſch zu ſagen pflegten? Er war zum Verzagen langweilig, aber unwiderſtehlich, abſolut unwiderſtehlich elegant.

Als ich ihn gerade kennen gelernt hatte und noch nicht unterzubringen wußte, fanden Lily — Ihre Lily und ich — zufällig ein Inſerat in der Zeitung, das uns frappierte. Es lautete: Elegante Begleitdogge zu verkaufen — oder zu kaufen geſucht, das weiß ich nicht mehr.

Nach dieſem Inſerat wurde der Jüngling dann benannt und eingereiht.

Bei mir war gerade saison morte, ich hatte eine Herzensangelegenheit, die mich ſehr in Anſpruch nahm und in jeder Beziehung ganz nach Wunſch war, bis auf eine pathologiſche Vorliebe für farbenfrohe Krawatten. Ich machte es mir zur Lebensaufgabe, ihn

davon zu heilen. Wie oft, ach, wie oft ſaßen wir ſtundenlang im Laden und ließen uns Krawatten, immer nur Krawatten vorlegen. Ich bot all meinen Einfluß auf, aber ſelbſt wenn nach ſchwerem Kampf eine annähernd glückliche Wahl zuſtande gekommen war, ſo entdeckte er ſicher im letzten Moment noch irgend ein furchtbares Blau, Gelb oder Violett, das er durchaus haben mußte. Ich habe ihn wirklich geliebt, aber die farbenfrohen Krawatten koſteten mich meine Seelenruhe. Auf die Länge war es geradezu aufreibend. Meine einzige Erholung war die elegante Begleitdogge, denn man konnte überall und ohne Hemmungsgefühle mit ihr hingehen. Sie war immer vorhanden — immer melancholiſch und immer tip top wanderte ſie unentwegt mit langen Schritten und müder Haltung neben mir durch Straßen und Reſtaurants.

Geſprochen haben wir — der Jüngling und ich — oft ſtundenlang kein Wort, oder er ſchüttete mir ſein wundes Herz aus und ich hörte zu. Er hatte eine larmoyante Stimme und eine larmoyante Seele. Niemals konnte er die Frau finden, die er ſuchte, und wenn er ſie einmal fand, wie zum Beiſpiel mich, ſo hatte ſie gerade eine ſeriöſe Dauerſache mit farbenfrohen Krawatten. Darüber konnte er, wenn wir zuſammen waren, endlos fortjammern, immer in derſelben Tonlage. Unter anderen Umſtänden wäre mir das vielleicht ſchrecklich auf die Nerven gefallen, aber ſo wie alles lag, erholte ich

mich, während er friedlich fortlamentierte, von allen ſtürmiſchen Gefühlen und von den Krawattenhalluzinationen, die mich ſonſt verfolgten.

Manchmal mußte ich ihn auch an Lily ausleihen, wenn ſie irgendwo beſonderen Eindruck machen wollte, wie bei ihren Theateragenten oder beim Schneider. Die arme Lily war damals gerade etwas reduziert und brauchte in jeder Beziehung Kredit.

Aber ſie mißbrauchte meine Großmut — ſie telegraphierte dann auch noch ſpäterhin, ich glaube aus Königsberg oder Stettin: „Schäbige Bande hier — bitte auf eine Woche Begleitdogge ſchicken.“ Das war zu viel, und ich antwortete: „Unmöglich — brauche Dogge ſelbſt“ — Und unſere Freundſchaft bekam darüber einen argen Riß.

Ich hätte ihr ja gerne den Gefallen getan, aber eine ganze Woche — es war undenkbar, wir waren uns zu unentbehrlich. Er konnte nicht mehr ohne unglückliche Liebe leben — Lily eignete ſich nicht dafür, ſie hätte ihn vielleicht glücklich gemacht —, und meine Neigung zu dem Krawattenmann wäre vorzeitig in Trümmer gegangen, wenn die elegante Begleitdogge nicht mehr an meiner Seite wandelte.

Aber über dieſen ſchönen Erinnerungen vergeſſe ich ganz, worüber ich Sie denn eigentlich aufklären wollte. Ja, richtig, ich wollte Ihnen auseinanderſetzen, wie ſehr der ſchlechte Ruf zur Korrektheit verpflichtet.

Manchmal ſtellt er auch in der entgegengeſetzten Richtung Anforderungen, die ebenſo läſtig ſind.

Man nimmt es uns förmlich übel, wenn wir uns zu ordentlich benehmen, ärgert ſich, daß wir ſo durchaus ſalonfähig ſind und die Hoffnung auf ganz beſondere Senſationen nicht erfüllen. — Gehörſt du einmal zum Zirkus, ſo ſpring durch Reifen und ſchlage Purzelbäume — ja, aber wir haben manchmal gar keine Luſt, wir wollen zur Abwechſelung auch einmal Zuſchauer ſein — in der Loge ſitzen und Konverſation machen.

Hier und da iſt es wirklich ein großes Vergnügen, nur langweilig und korrekt zu ſein.

Darüber ließe ſich noch vieles ſagen, — aber ein andermal — —

Ihr Brief — mein lieber Freund, wer wollte noch behaupten, daß wir keine Ideale haben? — Zuviel, immer noch zuviel! Ihre „Beziehung" zu Yvonne — Yvonne, die es gar nicht gibt — und vielleicht gibt es ſie doch und Sie begegnen ihr eines Tages auf der Treppe.

Und der fremde Mann? — Er hat eine ſtarke Familienähnlichkeit mit Yvonne, aber es geht mir beſſer wie Ihnen — es gibt ihn — und ich bin ihm ſchon öfters auf der Treppe begegnet.

O bitte, kommen Sie mir nicht wieder mit der Frau vom Meer — ich kenne das — ſowie man den fremden Mann erwähnt. Aber ich habe keine Sympathie für die Dame, ſie hat es wirklich nicht verſtanden. Der richtige fremde Mann verträgt kein Pathos — und wie kann man nur mit dem Gedanken umgehen, ihm zu folgen — ihn womöglich gar zu heiraten. Und auf der anderen Seite — ihn ganz laufen zu laſſen, um mit einem alten Landarzt glücklich zu werden? Das iſt mindeſtens ebenſo unverzeihlich.

Überhaupt — der fremde Mann muß in erſter Linie ein Gentleman ſein, ſehr elegant, ſehr comme il faut und mit dem „infamen Charme" — aber doch um Gottes willen nicht ein Schiffskapitän mit Zuchthaustendenzen. Es wäre deshalb eigentlich richtiger zu ſagen: der fremde Herr.

Und er darf niemals zur Beziehung werden, muß in der Verſenkung verſchwinden, ehe das in Betracht kommen könnte. Er tut es auch, ſonſt iſt er eben nicht echt geweſen.

Etwas davon liegt wohl im erſten Anfang jedes Minnehandels — es iſt ja immer ſchade, wenn man ſich erſt kennen oder gar lieben und ſchätzen lernt. Aber der ganz große Reiz iſt das Erlebnis mit einem Fremden.

Ich ſitze abends im Leſezimmer eines Hotels. — Er auch, aber an einem anderen Tiſch. — Ich ſchreibe. — Er lieſt. — Er ſchaut hier und da herüber — ich auch. — Ich weiß gleich, daß er es iſt — er hat den infamen Charme. — Gott ſei Dank, er iſt echt, denn er ſpricht mich nicht an. Er weiß auch, daß ich es bin.

Eigentlich warte ich auf jemand anders und weiß nicht recht, wie es werden ſoll. Aber er weiß es ganz genau und lieſt ruhig weiter.

Endlich ruft man mich ans Telephon. Er, der andere, auf den ich warte, kann heute nicht mehr kommen. — „Was willſt du denn heute abend anfangen?" — „O

ich gehe ſchlafen." — „Alſo dann auf morgen." — Abläuten . . .

Der fremde Herr legt ſeine Zeitung weg, ganz langſam, ganz ruhig. — Ich gehe zum Liſt — er auch. Das Hotel iſt ſehr groß, hat ſehr viele Stockwerke, iſt ſehr überfüllt. — Wir ſind beide ſtehen geblieben, ſtehen uns gegenüber. — Er iſt ſehr hoch, ſieht mir von oben herunter in die Augen. — Der Liſt gleitet, hält an jeder Etage und Zwiſchenetage, denn der Boy iſt verſchlafen und ſcheint zu meinen, daß überall jemand ausſteigt. — Wir haben auch das Gefühl, daß der kleine Raum immer leerer wird, immer einſamer. — Unſere Augen laſſen ſich nicht los — der fremde Herr ſagt kein Wort, beugt ſich langſam zu mir herunter — wir ſehen uns immer noch in die Augen — unſere Lippen „finden ſich". — Der Liſt geht durch eine ganze Ewigkeit. — Kein Wort wird geſprochen — der Liſt hält.

Und ich mache hier eine Pauſe, lieber Freund.

Der Herr im Liſt iſt der Idealfall — der erfüllte Traum. Nicht immer ſind die Götter ſo neidlos. Manchmal lernt man ihn auch kennen, ſieht ſich wieder, dann iſt natürlich alles entwertet. Hat man einmal mit dem fremden Mann gefrühſtückt, ſo iſt der Zauber gebrochen. Dann wird es ein ganz gewöhnliches Erlebnis.

Aber ich will Ihnen noch von einer ſehr merkwürdigen Ausnahme erzählen — von einer jahrelangen Beziehung, die immer der fremde Mann blieb. Jahrelang — ja,

da horchen Sie auf — es waren ſogar ziemlich viele Jahre, es hat auch eigentlich nie einen beſtimmten Anfang gehabt und hat nie ein definitives Ende genommen.

Wie und wo wir uns zum erſtenmal ſahen, gehört nicht hierher — ſeien Sie nicht zu neugierig; wenn ich eine uralte Dame mit weißen Haaren bin, erzähle ich es Ihnen vielleicht einmal, jetzt ſicher nicht. Aber die damaligen Umſtände brachten es mit ſich, daß er mich nie bei Tage aufſuchen konnte. Ich habe lange Zeit nicht einmal gewußt, wer er war. Auf die Länge ließ ſich das natürlich nicht vermeiden, aber dann machte es auch keinen Eindruck mehr, daß er einen Namen und eine Poſition im Leben hatte. Er blieb der fremde Mann. Es war zur Tradition geworden, daß wir jede nähere perſönliche Bekanntſchaft, jedes Übergreifen unſerer Beziehungen auf unſer ſonſtiges Daſein vermieden. Und ich muß ſagen, daß wir es wirklich verſtanden, dieſe Tradition zu kultivieren. Unſer Verkehr blieb immer zeremoniell, unperſönlich und voller Diſtanz. Wir haben uns nie, auch nur für einen Moment geduzt, ſind nie zuſammen ausgegangen oder dergleichen. Trafen wir uns doch einmal, im Theater oder bei ähnlichen Gelegenheiten, ſo grüßten wir uns nur aus der Ferne. War es nicht zu vermeiden, ſo ließ er ſich mir auch vorſtellen, und wir wechſelten einige höfliche Redensarten.

Er hatte immer meine Adreſſe und meine Schlüſſel,

bei jedem Wechſel meiner Wohnung oder meiner Lebenslage verfehlte ich nicht, ihm dieſe beiden Dinge zuzuſtellen. (Sie können ſich wohl denken, daß ſeine Schlüſſelſammlung mit der Zeit beträchtlich angewachſen iſt.)

Er meldete ſein Erſcheinen durch ein Billett oder Telegramm — dann war ich immer für ihn zu Hauſe. Und darin bewies er eine wahrhaft antike Seelengröße: wie und wo er mich auch im Lauf der Zeiten aufgeſucht und gefunden hat, ob in einer eigenen Wohnung, im Hotel oder einer gänzlich improviſierten Umgebung — er verzog nie eine Miene, wunderte ſich nie, fragte nie — erſchien zu den ſpäteſten und unwahrſcheinlichſten Stunden — immer korrekt, immer fremder Herr. Und ging ebenſo wieder fort, ehe der graue Alltag das Leben wieder wahrſcheinlich machte. Manchmal kam er auch erſt gegen Morgen, wenn ich längſt ſchlief, ſtand auf einmal mit dem Zylinder in der Hand da — das ſchätzte ich ganz beſonders. — Oder ich glaubte nur von ihm geträumt zu haben und fand dann beim Aufwachen Blumen, die nur von ihm ſein konnten — er brachte immer Blumen mit. Solche Erinnerungen liebe ich ſehr — auch noch manche andere — wenn wir in der Morgendämmerung am Fenſter Kaffee tranken und uns korrekt und gebildet unterhielten. Wenn er dann die Straße entlang ging, ſah ich ihm nach, und es hatte ſoviel Reiz, gar keine greifbare Vorſtellung von ſeinem Leben zu haben, keine Ahnung von ſeiner Umgebung,

nicht zu wiſſen, mit was für Menſchen er verkehrt und wie er mit ihnen iſt.

Andere Frauen — das hat mich eigentlich nie intereſſiert. Ich habe ſpäterhin aus verſchiedenen Andeutungen kombiniert, daß er eine „himmliſche Liebe" hatte, eine ſehr unglückliche.

Bei anderen Männern habe ich das manchmal etwas dumm gefunden, aber bei ihm hatte es viel Charme und gab eine düſtere Nuance, die ihm gut ſtand.

Übrigens verloren wir uns zeitweiſe ganz aus den Augen, er machte öfters lange Reiſen, und ich war ja immer viel unterwegs. Ich habe dann auch kaum an ihn gedacht, — ob er an mich dachte, weiß ich nicht. Aber wenn wir uns beide nach M ... zurückfanden, war wieder alles wie vorher. Nur gehörte es unverbrüchlich zu unſerer Tradition, daß wir in der Silveſternacht zuſammenkamen, denn der 31. Dezember war der Ausgangspunkt unſerer Beziehungen geweſen. Mit oder ohne Verabredung, ich wußte, daß er dann kommen würde; und meine ſonſtigen Bekannten haben ſich immer gewundert, warum ich bei jeder Neujahrsfeier geheimnisvoll vom Schauplatz verſchwand, ſobald es zwölf Uhr geſchlagen hatte.

Doch am Ende die „große Leidenſchaft", die Sie in meinem Daſein ſo ſchmerzlich vermiſſen und die immer noch entdeckt werden ſoll? — Gott bewahre, gerade zur Zeit der glücklichſten und intenſivſten Lieben ſchätzte

ich ihn am meiſten und hatte förmlich Sehnſucht nach ihm, wenn ich ihn lange nicht ſah. Und war er zeitweilig nicht vorhanden, ſo wurde ich auch gegen die anderen kühler.

Töricht genug von den anderen, daß ſie ſamt und ſonders eine ſtarke Abneigung gegen den „großen Unbekannten" hatten und nie begreifen wollten, daß Eiferſucht in dieſem Fall ganz ſinnlos war.

Ja, lieber Freund, der fremde Mann iſt ein inhaltsſchweres Kapitel in meinem Leben und eines, das ich immer gerne wieder leſe, — aber nicht alle dürfen dabei mit ins Buch ſehen, wie Sie.

Wenn Sie es doch nur einmal anerkennen wollten, wie ſehr ich Sie verwöhne.

## 8

Also auch Sie, Brutus — neigen zu eifersüchtigen Betrachtungen, wenn Sie des fremden Mannes gedenken. Wie dumm von Ihnen — Verzeihung für das harte Wort, aber ich bin so daran gewöhnt, daß Sie immer intelligent sind.

Vielleicht kann ich auch darüber nicht mitreden, ich habe kein oder sehr wenig Organ für Eifersucht — das ist mir schon häufig wie ein schwerer Defekt vorgehalten worden.

„Dann haben Sie noch nie wirklich geliebt" — wie oft habe ich das zu hören bekommen — und nichts darauf geantwortet. A quoi bon? — Das weiß doch nur Gott allein.

Richtiger gesagt wäre wohl: nie lange genug geliebt.

Für mich dauert jede Liebe, auch die ganz ernsthafte, nur so lange, wie ich eben die stärkste Attraktion für den in Frage kommenden Mann bin. Dann hört sie ganz von selbst auf. Und daß er meine Hauptattraktion war, ist immer schon vorher zu Ende gewesen. Auch habe ich nie das Verlangen gehabt, einen Menschen

ganz zu „beſitzen" oder ihn über Gebühr feſtzuhalten. Dazu iſt das Leben zu kurz. Und wer mich feſthalten wollte — es kam hier und da vor —, iſt niemals ſehr zufrieden mit dem Erfolg geweſen.

Meine Unbeſtändigkeit iſt alſo eigentlich ein ſchöner und altruiſtiſcher Zug, es macht mir gar kein Vergnügen, anderen Leiden zu verurſachen.

Ebenſo wenig gereicht es mir zur Freude, wenn man mich mit Eiferſucht plagt, ich habe nie recht begriffen, warum die Menſchheit dieſe unangenehmen Emotionen ſo kultiviert.

Treue iſt vielleicht eine beſondere Begabung, ein Talent. Wie kann man Talente von jemand verlangen, der ſie nicht hat? Aber ich meine, es läßt ſich durch Takt und Diskretion erſetzen.

Es iſt doch jedesmal etwas anderes, was uns zu den verſchiedenen Menſchen hinzieht: der fremde Mann iſt tiefe Senſation ohne Gemütsbeteiligung — ein anderer geht ans Herz und weckt wahres Gefühl — ein junger Knabe lockt uns zu einem romantiſchen Frühlingserlebnis — dann gibt es wieder jemand, mit dem man ſich nur amüſiert, oder es läuft zufällig und geſchwind irgend ein heiteres Abenteuer über den Weg ... Doktor, ich kann Ihnen beim beſten Willen nicht alle die vielen bunten Möglichkeiten an den Fingern herzählen, aber Sie werden zugeben, daß ſie ſich ſchwerlich in einem einzelnen Menſchen beiſammenfinden. Und im Leben

laſſen ſie ſich auch nicht ſo hübſch der Reihe nach anordnen. Es gerät immer alles durcheinander.

Sie haben mir einmal einen Vortrag über „typiſche Erlebniſſe" gehalten. Ich glaube, der andere, die anderen ſind von jeher mein typiſches Erlebnis geweſen. Und deshalb kam ich nie dazu, einem treu zu bleiben. Schon allein der fremde Mann hat es auch in den ſtabilſten Zeiten unmöglich gemacht.

Ein harmloſes Beiſpiel:

A . . . holt mich ab, zu irgend einer Unternehmung. B . . ., der mich auch abholen will, kommt dazu. Wir gehen alſo alle drei miteinander. Zu merken: ich ſtehe beiden noch ganz unbeſcholten gegenüber. — In bezug auf A . . . habe ich meine Vermutungen — er lädt mich denn auch auf übermorgen ein, aber es intereſſiert mich einſtweilen noch nicht beſonders. B . . . begleitet mich heim — ich habe gar keine Vorahnungen, aber es folgt „une de ces heures" und ſo weiter . . . und dann natürlich auch eine Verabredung auf über —, übermorgen.

Der Abend mit A . . . geht in Szene und endigt ſchickſalsvoll, wir verlieben uns heftig und auf Dauerſache. Ich fühle auch gar kein Verlangen, ihn gleich von vornherein zu hintergehen, aber ich habe B . . . auch ſehr gerne und würde es ungerecht finden, ihn nun umgehend wieder zu verſetzen. Wie peinlich außerdem, ihm beim erſten Rendezvous zu ſagen:

ich habe mich geſtern in A . . . verliebt — leben Sie wohl!

Am meiſten Kopfzerbrechen hat mir die Frage gemacht, welcher von ihnen nun eigentlich der andere war.

Und das iſt immerhin noch ein einfacher Fall, die Sache kann auch komplizierter liegen.

Nein, guter Freund, es iſt, weiß Gott, nicht immer leicht, ſeinen „erotiſchen Verpflichtungen" nachzukommen. Monogamie und Treue ſind ſicher eine große Vereinfachung des „Problems".

Sie möchten wiſſen, was es mit der irdiſchen und himmliſchen Liebe für eine Bewandtnis hat. Es iſt eine häufige Erſcheinung — ich kenne mehr wie einen Mann, in deſſen Liebesleben dieſe ſinnige und zweckmäßige Zweiteilung eine Rolle ſpielt. Ob ſie auch bei Frauen vorkommt, weiß ich nicht. Von Frauen weiß man überhaupt ſehr wenig, wenn man ſelber eine iſt.

Die himmliſche iſt natürlich ein „Weſen", das weit über allen anderen ſteht und das er aus irgend welchen Gründen nicht in realere Sphären hinabziehen kann oder will — ſo etwa, was man eine Lichtgeſtalt nennt. Es gehört dazu, daß ſie für ihn und ſein irdiſches Treiben die nötige Auffaſſung hat, er darf ſchuldbeladen zu ihr kommen und fühlt ſich durch ihr Verſtehen entſühnt. Das haben ja manche Männer gern.

Die irdiſche iſt — nun, einfach eine Frau, mit der man intim liiert iſt. Vor allem muß ſie einer Bedingung

entſprechen: ſie darf ihn nicht ganz für ſich haben wollen und nicht neugierig auf die himmliſche ſein.

Es iſt auch überflüſſig, denn er iſt manchmal innerlich zerriſſen, und dann erzählt er aus eigenem Antrieb von ihr. Man tut am beſten, ergriffen zu ſchweigen.

Die irdiſche Liebe kann natürlich wechſeln, die himmliſche bleibt im allgemeinen dieſelbe. Ich bin, ſoweit ich mich erinnern kann, immer nur die irdiſche geweſen.

Man hat mir erzählt, daß die irdiſche manchmal ſehr böſe wird, weil die andere ihm in ſeeliſcher Beziehung mehr bedeutet. Ach du liebe Zeit, ſeeliſche Eiferſucht iſt nun vollends nicht meine Sache. Man laſſe doch ſeine Seele unvermählt! — Im Gegenteil, man denkt nicht ohne Vergnügen, die himmliſche hätte allen Grund eiferſüchtig zu ſein. Sie iſt es auch gewiß.

Die himmliſche Liebe iſt meiſtens eine verheiratete Frau. Entweder iſt ſie mit ihrem Mann nicht glücklich geworden und hat dann erſt den anderen kennen gelernt. Oder ſie kannten und liebten ſich ſchon vorher, und aus einem oder dem anderen zwingenden Grunde hat ſie ihn nicht geheiratet. Die beſte Konſtellation iſt, wenn ſie ſich erſt zu ſpät darüber klar wurden, daß ſie für einander geſchaffen waren — überhaupt irgend ein unſeliges: zu ſpät, das nun ſeinen Schatten auf beider Leben wirft.

Manchmal — ſeltener — iſt es auch ein junges Mädchen, das er ſpäter einmal heiraten will.

Die mit der himmliſchen Liebe ſind alſo eigentlich die monogamen Männer oder ſolche, die es werden möchten.

Sie vertiefen ſich mit großem Intereſſe in das Leben der unmonogamen Frau und zittern in dem Gedanken, die himmliſche Liebe könne auch einmal ähnlich empfinden.

Teurer Freund, ich renomiere gerne damit, daß man mich niemals verſetzt hat, aber bei dieſer Gelegenheit fällt mir aufs Herz, daß mein blanker Schild doch wohl einen Flecken aufzuweiſen hat. Einmal — ja, einmal hat eine himmliſche Liebe mich zu Fall gebracht. Sie war zu ſtark, und er fühlte ſich dem Zwieſpalt nicht mehr gewachſen, konnte mir nicht länger angehören, weil er immer an dieſe Frau dachte, die ihm nie angehören würde.

Das teilte er mir ſehr betrübt mit, und für mein einfaches Gemüt war es entſchieden zu kompliziert. Ich gab mir alle Mühe, es tragiſch zu nehmen, denn ich hatte ihn ſehr gerne gehabt, aber ich empfand im Grunde doch nur etwas Ähnliches wie: Guter Junge! es regnet! — Und als ich ihn nach einiger Zeit wiederſah, konnte ich ihn nicht mehr ausſtehen, er fiel mir nur noch auf die Nerven. — Halten Sie es für möglich, daß das am Ende doch Eiferſucht war?

Mir geht es ebenſo, lieber Doktor — weder Ihnen noch mir ſelbſt weiß ich das Rätſel zu löſen, warum ich ſo lange in der Regenſtadt hängen geblieben bin.

Ich konnte mich einfach nicht wieder fortfinden. Das paſſiert mir eben hier und da. — Es war ſo von Herzen langweilig, immer dieſelben grauen Straßen, dieſelben beſchaulichen Nachmittagsſtunden in „unſerem" Tea-room vor dem Kamin — immer dieſelben Menſchen — nein, das ſtimmt nicht ganz, es waren auch manchmal andere. Aber gerade in all dieſer grauen Langeweile lag etwas, wovon ich mich nicht trennen konnte — etwas von Abgeſchiedenheit und Kloſterfrieden.

Ja, das war es wohl — ich habe es ſo oft bedauert, daß es nicht mehr Mode iſt, von Zeit zu Zeit ins Kloſter zu gehen und eine Retraite zu machen wie in früheren Zeiten. Denken Sie, wie ſchön es ſein muß, wenn man müde vom ſündigen Welttreiben, tief verſchleiert und in tiefes Schwarz gekleidet, aus dem Wagen ſteigt, an der Kloſterpforte läutet und von

einer milden Äbtiſſin empfangen wird, — um ein paar Wochen gründlich auszuſchlafen.

Die Regenſtadt war ſo eine Art Retraite für mich — wenigſtens in den letzten Wochen. Aber jetzt hat ſie lange genug gedauert, — ich bekomme manchmal ſentimentaliſche Anwandlungen.

So verfolgt mich dieſer Tage ein Vers — in meiner Backfiſchzeit ſchrieb ein Onkel, den ich ſehr liebte, ihn mir ins Stammbuch:

Stehe aufrecht an dem Steuer —
Mit dem Schiff laß ſpielen Wind und Wellen —
Wind und Wellen nicht mit deinem Herzen —

und darunter: einer, der dich kennt —

Mir ſcheint, der Onkel hat mich doch nicht ſehr gut gekannt, ſonſt hätte er ſich die Mahnung wohl von vornherein ſparen können. — Wind und Wellen haben ſeit damals ganz erheblich ſowohl mit dem Schiff, wie mit dem Herzen geſpielt — und das Steuer — ich fürchte, es war überhaupt eine überflüſſige Einrichtung, ich habe nie verſucht, es in Tätigkeit zu ſetzen.

Auch jetzt ſchwanke ich wieder einmal, wohin die Fahrt gehen ſoll. Manchmal hatte ich ſchon beinah Luſt, in die heimiſchen Gefilde zurückzukehren. Natürlich vor allem, um Sie durch meine Nähe zu beglücken. Aber Sie wiſſen ja, ich habe die ſchlechte Gewohnheit, bei jeder Abreiſe meine jeweilige Daſeinsform aufs Gründ-

lichſte aufzulöſen und muß mich dann bei der Rückkehr von neuem „etablieren". Dazu bin ich jetzt nicht aufgelegt — abſolut nicht.

Wiſſen Sie auch, Doktor, daß es verſchiedene Heimwehs gibt? Eines nach der wirklichen Heimat, vorausgeſetzt, daß man eine gehabt hat — das iſt recht zwecklos und gibt ſich auch mit der Zeit. Dann ein Gewohnheitsheimweh, nach dem Ort oder den Orten, wo man länger gelebt hat. Und ſchließlich ein ganz ſtarkes nach der Fremde, nach Eiſenbahnen, Dampfſchiffen, fremden Sprachen, Koffern und Hotels.

Ich weiß, wenn das alles wieder um mich iſt, fühle ich mich zu Hauſe, und zu Hauſe ohne alle Sentimentalität.

Kurz, lieber Freund, dahin ſteht jetzt mein Verlangen. Die bekannte innere Stimme rät mir dringend ab, es wieder mit einem Wohnort zu verſuchen. Wohnorte eignen ſich doch nie recht für mich, und ich eigne mich nicht für die Wohnorte, es gibt alſo nur Konflikte.

Ich glaube, mir kommt alles im Leben immer zu proviſoriſch vor und ich nehme es dann auch zu ſehr in dieſem Sinne. Vielleicht bin ich ſelbſt eben nur proviſoriſch gedacht, nur „entworfen". Es will mir manchmal ſo ſcheinen.

Aber es iſt wirklich zum Gottserbarmen, was ich da heute zuſammenſchreibe, und es wird beſſer ſein, ich höre auf.

Machen Sie ſich deshalb um meinen Gemütszuſtand keine Sorge, es iſt wohl nur die lange Retraite und der Abſchied von der naſſen Stadt, was mich ſo nachdenklich ſtimmt.

Und tröſten Sie ſich, lieber Freund, daß ich einſtweilen noch nicht auf der Bildfläche erſcheine — vielleicht finden Sie inzwiſchen Yvonne — und wenn Sie gar nichts finden — kommen Sie mir nach.

Nun bin ich fort — die Regenſtadt liegt in weiter Ferne, die Kloſterpforte hat ſich hinter mir geſchloſſen, bis zur nächſten Retraite — die Äbtiſſin . . ., die Äbtiſſin war ſehr liebenswürdig und hofft — machen wir drei Kreuze hinter ihre Hoffnungen.

Bahnhöfe und Hotelzimmer — ich bin ſehr glücklich. Ein unſchätzbares Gefühl: nicht hier und nicht da, ſondern einfach fort zu ſein.

Daß ich den erſten Brief aus Venedig ſchreibe — Kopfſchütteln Ihrerſeits — Venedig? — Was wollen Sie, mein Freund; wieder einmal Schickſal, wieder einmal typiſches Erlebnis.

Nein, ich wollte auch gar nicht hierher, aber wenn ich nach Italien gehe, will ich regelmäßig nicht nach Venedig und komme regelmäßig doch hin. Erinnern Sie ſich noch an das letzte Mal, als ich unerwartet und reiſefertig zu Ihnen heraufkam und Ihnen kundtat, ich müſſe auf zwei Tage nach Brindiſi fahren? Es

handelte ſich um ein längſterſehntes Wiederſehen, und das ließ ſich durchaus nicht anders arrangieren als eben in Brindiſi. Es ſollte auch ſonſt niemand darum wiſſen, aber an der Bahn traf ich einen entfernten Bekannten, der in denſelben Zug ſtieg. Tags zuvor hatte ich ihm mit vieler Mühe vorgeſchwindelt, ich wollte nach Berlin fahren. — Nun fuhren wir zuſammen bis Verona, und es half mir nichts — zur Strafe für den Schwindel mußte ich ihm verſprechen: auf der Rückreiſe einen Tag Venedig.

An dieſe Reiſe denke ich heute noch mit Vergnügen. Italien und ich flogen ſo einander vorbei, es hat mir noch nie ſo gut gefallen. Den Tag im Coupé, die Nacht im Schlafwagen — ein paar Stunden Rom, ein paar in Neapel, vierundzwanzig Stunden in dem gottverlaſſenen Brindiſi — gerade genug für Wiederſehen und Abſchied. Dann wieder Eiſenbahn, Eiſenbahn — übernächtig, glücklich und etwas wehmütig — irgendwann um Mitternacht in Venedig, — auf dem Kanal, auf dem Markusplatz, im Hotel — mit dem entfernten Bekannten — — —

Genau ſechs Tage nach der Abfahrt ſaß ich wieder bei Ihnen und hab Ihnen zur Strafe recht wenig erzählt. Denn Sie mokierten ſich weidlich über meinen Ritt ins romantiſche Land und hatten allerlei ſchwarze Verdächte. Daß ich wirklich aus alter Treue — in der alten Treue bin ich immer ſtärker geweſen als in

der neuen — in Brindiſi war, daran glauben Sie ja noch heute nicht.

Und diesmal geſchieht Ihnen ganz recht, daß es nicht viel zu erzählen gibt — es iſt kaum der Rede wert — nur die harmloſe Geſchichte vom roten Faden, die Ihre Senſationsluſt hoffentlich etwas enttäuſcht.

Die Geſchichte vom roten Faden handelt nämlich nur von einem Erlebnis, das nie zuſtande kam.

Ich muß etwas ausholen, denn die Anfänge der Begebenheit liegen ſchon um einige Jahre zurück, aber ich will es ſo kurz wie möglich machen.

Wir waren damals, was man einen animierten Kreis nennt und S . . ., der Held meiner Geſchichte, gehörte mit zu dieſem Kreiſe. Ein Freund von ihm war mein ſehr guter Freund, mit dem ich gerade auf Reiſen gehen wollte. Man war noch mitten in den Flitterwochen. — Wir brauchten volle zwei Monate, um endlich fort zu kommen, derweil lebten und wohnten wir zwiſchen unzähligen Koffern, die immer wieder aus und eingepackt wurden, zwiſchen Flinten, Sattelzeug und wiſſenſchaftlichen Apparaten, die uns alle begleiten ſollten, und feierten unaufhörlich Abſchiedsfeſte, denn jeder Tag konnte der letzte ſein. Es war eine beſtändige Konfuſion von Wohnungen, Hausſchlüſſeln und improviſierten Nachtquartieren, woraus ſich viele ſchwierige und heitere Situationen und eine angenehm ſündhafte Atmoſphäre ergaben. Wir — S . . .

und ich — waren uns von Anfang an ſympathiſch und flirteten weidlich miteinander, aber ganz in Ehren, der Sachlage angemeſſen. Man blinzelte ſich gewiſſermaßen zu: jetzt nicht, aber vielleicht ſpäter einmal.

Und dieſes: ſpäter einmal — bildet den Inhalt der ganzen Hiſtorie. — Ich ging auf Reiſen und kam wieder zurück, man ſah ſich wieder, und inzwiſchen war verſchiedenes anders geworden. S . . . und ich ſetzten uns ins Einvernehmen, daß jetzt der Moment gekommen ſein dürfte. — Aber es ſollte nicht ſein. — Ich weiß nicht, wie oft wir ſchon beiſammen ſaßen und trauliche Zwieſprache pflogen — jedesmal gab es eine gänzlich unvorhergeſehene Unterbrechung. Wir gaben uns Rendezvous, duzten uns auch einmal ſchon acht Tage lang — immer wieder kam etwas dazwiſchen. Wir hatten ſchließlich das Gefühl, als ob das Schickſal — meines oder ſeines — uns durch Detektivs überwachen ließe, die pünktlich im gegebenen Moment uns die Hand auf die Schulter legten: bis hierher und nicht weiter.

Ich erinnere mich vor allem an einen Abend, wo er ſiegesfroh bei mir zum Souper erſchien. Wir waren beide etwas verlegen und dachten: . . . ja . . . nun . . . Aber es klingelte, und eine Freundin kam — ebenfalls mit Souperabſichten. Das wäre ja an ſich noch nicht ſo ſchlimm geweſen — wir ſoupierten alſo zu dreien mit

vieler Heiterkeit. S . . . wollte ſie dann heimbegleiten — ein Blick: ich komme wieder . . .

Fünf Minuten ſpäter kamen alle beide die Treppe wieder herauf — der Schlüſſel war in der Haustür abgebrochen. Es gab alſo wieder einmal Nachtquartier in der Mehrzahl, das die ironiſche Vorſehung ſchon ſo oft über uns verhängt hatte. Gute Miene und böſes Spiel, denn die räumlichen Verhältniſſe ermöglichten wohl eine pikante Situation zu dreien, verwehrten aber jedes tête-à-tête. Nie vergeſſe ich den ſchmerzlichen Zug um ſeine Lippen, als er morgens beim Abſchied ſagte: ich möchte nur wiſſen, in welcher Konſtellation wir das nächſte Mal übernachten werden.

Aber es blieb bei dieſer letzten, denn ich verreiſte bald darauf und er verlobte ſich — heiratete — war recht unglücklich in ſeiner Ehe und ließ ſich wieder ſcheiden. Unſere Wege trennten ſich, kreuzten ſich hier und da wieder, wir blieben immer irgendwie in freundſchaftlichem Kontakt, und es bildete ſich allmählich die Tradition heraus, daß S . . . in angemeſſenen Zwiſchenräumen bei mir anfragte, ob mein Herz und meine Hand — ſei es auch nur die linke — zurzeit verfügbar ſei. Aber jedesmal, wenn er in zierlichen Redewendungen ſeinen Antrag ſtellte, waren Herz und Hand ſchon anderweitig in Anſpruch genommen. — „Warum kommen Sie gerade jetzt? — Dienstag vor vierzehn Tagen — — —“

Und war bei mir eine Vakanz, die ich gern vergeben hätte, ſo war er gerade in Spanien, um irgend einen alten Meiſter zu entdecken, oder ging ernſtlich damit um, ein junges Mädchen aus guter Familie zu heiraten. Das letzte Mal, als wir uns zufällig in Berlin trafen, meinte er förmlich erbittert: es ſei allmählich höchſte Zeit, daß dieſe Angelegenheit, die ſich nun ſchon ſo lange wie ein roter Faden durch unſer beider Leben ziehe, einmal ausgetragen würde. Von jetzt an ſei es an mir, den Wink zu geben. — Wir haben dann ausgemacht, daß ich ihm, wenn der geeignete Zeitpunkt käme, einen roten Faden zuſchicken ſollte.

Zwei oder drei Monate ſpäter lag der rote Faden bereit — es war ſogar eine ſchöne, dicke ſeidene Schnur —, er lag ſchon kuvertiert in meinem Schreibtiſch, und es war nur Bummelei, daß ich ihn noch nicht abgeſchickt hatte — da bekam ich wieder eine Verlobungsanzeige von Freund S . . .

Am Vorabend ſeiner Hochzeit habe ich ihm den roten Faden in die Hand gedrückt, und wir haben beide heiter und herbſtlich dazu gelächelt.

Letzten Winter hörte ich, daß er noch einmal wieder von der Ehe Abſchied nehmen wollte — ja, und vor ungefähr acht Tagen kam ein Brief aus Venedig — in dem Brief lag meine rote Seidenſchnur . . .

Voilà — Freund und Doktor, das Weitere werden Sie nie erfahren — machen Sie ſich keine Hoffnung.

Bedenken Sie, daß die Löſung ja in jedem Fall banal ausfallen muß.

Legt die Vorſehung wieder ihr Veto ein, ſo wird es langweilig. Drückt ſie aber diesmal ein Auge zu, ſo verliert die Geſchichte vom roten Faden erſt recht ihren Reiz — —

Falſch geraten — ich bin in Rom und S . . . iſt nach Norwegen gefahren.

Ein hoffnungsloſer Fall — der arme Kerl ſtrebt im Grunde ſeines Herzens doch nur danach wieder zu heiraten. Für ſeine Bekannten iſt ein Troſt dabei: er iſt immer am netteſten, wenn er eben eine Scheidung hinter ſich hat. Das wirkt auf ſeinen inneren Menſchen wie eine Art Wiedergeburt — aber es iſt halt doch etwas umſtändlich.

Nun beſchäftigt er ſich neuerdings mit Raſſentheorie und meint, an ſeinen bisherigen Fehl-Ehen ſei vor allem die ſchlechte Raſſe ſeiner Gefährtinnen ſchuld geweſen. Ja, und deshalb will er jetzt die reinraſſigen nordiſchen Frauen näher ſtudieren.

Wir ſaßen den letzten venezianiſchen Nachmittag am Markusplatz beim Eiscafé und erwogen voller Wehmut, wenn wir beiden uns doch damals im Anfang unſerer Bekanntſchaft geheiratet hätten. Vielleicht wollte die Vorſehung nur darauf hinaus und hat unſerer illegalen Neigung deshalb ſo viele Steine in

den Weg gelegt — wer kann es ſagen? Und wäre ich jetzt ſeine geſchiedene Frau — ſo rechnete er mit Bedauern aus —, ſo verfügte ich doch wenigſtens über eine kleine Rente, während er unter den obwaltenden Verhältniſſen leider herzlich wenig für mich tun könnte. Kurz, er zeigte ſich recht beſorgt um meine finanzielle Gegenwart und Zukunft, gab mir viele gute Ratſchläge und machte mich noch telegraphiſch mit einem ſeiner vielen und merkwürdigen Auslandsfreunden bekannt, der gerade in Rom iſt und mich denn auch mit fürſtlichen Ehren empfangen hat. Man nennt ihn einfachheitshalber den Sizilianer, weil er meiſt in Sizilien lebt und ſeine Nationalität etwas verwickelt iſt. Er iſt in Madagaskar geboren, aber ich glaube aus ſpaniſcher Familie und ſo weiter, alſo immerhin reizvoll international — gebrochenes Deutſch — nun, man wird ja ſehen.

Ich geſtehe Ihnen offen, manches von dem, was S . . . mir ſagte, iſt mir wirklich zu Herzen gegangen. Er erklärte es für geradezu unverantwortlich, daß ich immer noch keine ernſtliche Schritte getan, um mich zu rangieren.

Er hat recht, und ich habe es mir ſelbſt ja auch ſchon hundertmal geſagt — und Sie — und verſchiedene andere.

Ein ſchwieriger Punkt — ich kann das Gerede von Problemen ſonſt nicht ausſtehen — es ſind ja faſt nie

welche — aber dieſe Sache erkenne ich an, als Problem, als alles, was Sie nur wollen.

Ganz ſicher — es iſt immer empörend für eine Frau, wenn das äußere Daſein ſich nicht angenehm und ſchmerzlos abwickelt. Einmal hat ja doch jede — jede den angeborenen Hang zu Wohlleben und Bequemlichkeit, auch wenn ſie es nicht Wort haben will oder ſichs nicht leiſten kann. Und dann tut es auch der Eitelkeit weh: Frau in Geldſchwierigkeiten iſt immer wie ein Bild, das ſchlecht gerahmt iſt und am unrechten Platz hängt.

Teurer Doktor, da wir nun doch einmal von mir reden — ſeit ich aus meinem wertvollen alten Familienrahmen entfernt wurde, hat mir wohl keiner mehr ganz gepaßt. Mancher war recht gut, mancher wieder ſehr mittelmäßig, und es gab auch Zeiten, wo das Bild nur mit Reißnägeln an die Wand geheftet war.

Ja, ja — und wie S . . . mir auch wieder vorhielt — ich hätte alle möglichen Chancen haben können. Aber was wollen Sie? — die legitimen? Gott ſoll mich bewahren — und er hat mich bewahrt. Wenn ich eine gute Partie machen konnte, hatte ich immer gerade keine Luſt zu heiraten und das eine Mal, wo ich dann doch heiratete, wurde der Mann erſt eine gute Partie, als ich ſchon wieder über alle Berge war (Sie wiſſen ja, wie lange meine Ehe gedauert hat). Jetzt hat er eine glänzende Stellung, und ich hätte ſie auch. Aber

was täte ich damit? Ach, und der Mann liebte mich — in der Ehe könnte ich das auf die Länge nicht aushalten. Höchſtens eine Diſtanzehe mit ſehr, ſehr viel Geld, ſo daß jeder ſeinen eigenen Flügel bewohnte, ſeinen eigenen Train und ſeinen Verkehr für ſich hätte. Zu den Mahlzeiten träfe man ſich in großer Toilette und mit vielem Zeremoniell, will er mich außerdem noch ſehen, ſo läßt er ſich durch ſeinen Kammerdiener melden: der gnädige Herr läßt fragen, ob ſein Beſuch heute abend angenehm wäre? — Der gnädige Herr iſt immer willkommen.

Habe ich Gäſte, die ſich für ihn eignen, ſo lade ich ihn ein. Seine Stellung als Hausherr wird dann natürlich betont, er dürfte nie kompromittiert werden — kompromittierter Ehemann iſt geſchmacklos und unmöglich. Und hat er Beſuch, ſo mache ich auf Wunſch in ſeinen Räumen die Honneurs.

Das wäre die einzige Möglichkeit, auf die ich heiraten möchte — ſchade, ſchade, daß Sie nicht Geld genug haben, wir könnten es vielleicht verſuchen. — Ich habe auch ſicher in einem früheren Leben ſchon eine ſolche Ehe geführt, mir kommen alle Details ſo durchaus vertraut vor, auch die Art der Beziehungen und das Weſen des Eheherrn.

Aber kehren wir zu unſeren moutons zurück — die illegitimen Chancen? — ſehen Sie, unſere guten Freunde denken im allgemeinen, wir täten uns ſo leicht damit —

man brauchte nur zu wollen, ſo hätte man, was man wollte.

Nein, ich glaube, auf dieſem Gebiet ſpielt der Zufall uns ſo willkürlich mit, wie auf keinem anderen. Männer, die uns finanzieren wollen, gibt es genug, aber ſolche, die angenehm und dauernd finanzieren, dabei ſympathiſch oder wenigſtens erträglich ſind, nicht zuviel perſönliche Anſprüche ſtellen und uns nicht plagen — ich fürchte, die muß man mehr oder weniger als ſeltenen Glücksfall betrachten. Meine beſten Utilitätsbeziehungen, oder die es werden wollten, waren faſt immer Leute, die ich von vornherein oder nach kurzer Zeit nicht mehr ausſtehen mochte. In günſtigeren Fällen ſtanden ſie gerade erſt im Begriff reich zu werden — man hätte warten und ausdauern müſſen —, oder ſie hatten eben ihr Vermögen verloren. (Ich hoffe, Sie werden endlich einſehen, daß ich eigentlich doch ungemein wähleriſch bin.)

Wie oft habe ich mir geſagt: liebes Kind, es muß nun einmal ſein ... der Ernſt des Lebens ... Schulaufgaben müſſen gemacht werden, ſonſt gibt es kein Deſſert ...

Aber ich habe weder als Kind noch ſpäter den nötigen Eifer für meine Schulaufgaben gehabt, es war immer etwas anderes da, was mich gerade mehr lockte.

Wenn man auf dieſem Wege Karriere machen will und nicht ganz beſonderen Duſel hat, muß man vor

allem eiſerne Nerven und eiſerne Ausdauer haben. Und, wie beim Theater, möglichſt früh anfangen, damit die Schattenſeiten des Metiers zur Gewohnheit werden. Hat man ſich erſt daran gewöhnt zu tun und zu laſſen, was man eben gerne tun und laſſen möchte, ja, dann iſt man zu verwöhnt. L'art pour l'art iſt ſicher ſchöner, erfreulicher, aber unrentabel.

Nerven und Ausdauer, alſo im Grunde etwa dieſelben Qualitäten wie für die Ehe. Stellen Sie ſich eine Dauerſache mit Finanzhintergrund vor — auf einmal hat man keine Luſt mehr, möchte ihn eine Zeitlang nicht mehr ſehen, — aber er kommt unweigerlich zwei Abende in der Woche, will einen womöglich zwiſchendurch noch ſehen. — Oder es gefällt einem plötzlich jemand anders — finanzielle Dauerſachen ſind noch eiferſüchtiger wie der verheirateteſte Gatte. Manchmal lieben ſie uns auch wirklich — ſogar die Seele.

Und verſchiedene à tempo — ſehr unbequem — ſobald Männer Geld hergeben, ſind ſie viel ſcharfſichtiger und wiſſen beſſer Beſcheid über Einkaufspreiſe: Jeder ahnt den anderen: Woher die indiſche Decke? — oder der Pelz oder ſonſt irgend etwas.

Man müßte denn ſchon eine offizielle Perſönlichkeit ſein — nur ſo oder mit Nebenberuf — etwas Tanzendes, Singendes, Springendes. Das ſchwächt die Eiferſuchten ab, weil man damit renommieren kann: die Soundſo? — Aha — kenne ich auch! —

Und ein Beruf, wäre er auch noch ſo luſtig — wir wiſſen es beide, lieber Doktor — ſelbſt wenn der Himmel mir die ſchönſten Talente in die Wiege gelegt hätte, die Ausdauer iſt nun einmal vergeſſen worden, und ohne die geht es in keiner Branche.

Übrigens habe ich immer wieder die Beobachtung gemacht, daß die Mädchen, die aus unteren Schichten heraufkommen, viel energiſcher und zielbewußter danach ſtreben, Karriere zu machen. Sie wollen um jeden Preis nach oben kommen und reuſſieren deshalb auch viel eher. Wir anderen — ich zum Beiſpiel, bin ſehr verwöhnt aufgewachſen, die äußeren Annehmlichkeiten waren einfach da und erſchienen mir nie wie etwas Außerordentliches. Das bleibt im Gefühl — hätte ich von heute auf morgen Haus und Hof, Equipage, Dienerſchaft und ſo weiter — es würde mir nur ſelbſtverſtändlich vorkommen. Iſt es nicht vorhanden, ſo empfinde ich das eigentlich wieder nur als einen proviſoriſchen unangenehmen Zuſtand. Hat man den Zug verpaßt, ſo muß man halt auf irgend einer mesquinen kleinen Station warten, aber man identifiziert ſich deshalb doch nicht mit ihr.

Ich fürchte überhaupt, die gute Erziehung, das Aufwachſen in einer erſtklaſſigen Umgebung (ſehen Sie, wie ich mich in die Bruſt werfe) beeinträchtigt die Entwickelung der praktiſchen und kaufmänniſchen Inſtinkte ſehr ſtark. Man empfindet es immer als widerſinnig,

daß die Exiſtenzfrage ſich nicht ganz von ſelbſt erledigt. Ich bin überzeugt, daß keiner meiner näheren Stammesgenoſſen imſtande iſt, einen Kursbericht zu verſtehen; kommt er einmal auf den Gedanken zu ſpekulieren, ſo läßt er es eben durch ſeinen Bankier machen. — Und als Frau — ſollte man zum mindeſten einen Impreſario haben, dann wäre es ſchon eine andere Sache. Aber dieſes Amt übernimmt wieder kein Mann, der etwas auf ſich hält.

Man müßte — man ſollte — ich weiß ſchon, mein Lieber, Sie haben Ihre Freude daran, wenn ich auf dem Diwan liege und aus tiefſter Seele ſage: man ſollte eigentlich . . . und doch um keinen Preis aufſtehen würde, um das, was man „eigentlich ſollte“ in Angriff zu nehmen . . .

Nicht ſo ungeduldig, mein Freund — ich weiß ſehr wohl, daß es ſich gehört, Briefe fertig zu ſchreiben, aber „das Leben nahm mir die Feder aus der Hand", und ich war ſeither nicht in Teeſtimmung. So hab ich ihn als Fragment abgeſchickt, um Sie nicht länger warten zu laſſen; und ich denke, für ein Fragment war er lang genug.

Heute würde ich nun wohl ſchwerlich den Faden wiederfinden, wenn Sie ihn mir nicht ſo liebenswürdig zugereicht hätten. Das „Thema" ſcheint Sie beinah mehr zu intereſſieren wie mich ſelbſt, ich möchte wiſſen warum. Es ſieht faſt ſo aus, als könnten Sie die Zeit nicht erwarten, wo Sie an meiner Seite Viere lang fahren werden. Es wäre auch ſicher ſehr hübſch, aber einſtweilen gefällt es mir noch ganz gut, hier und da in ein fremdes Auto einzuſteigen und ſo weit mit zu fahren, wie ich gerade Luſt habe. Iſt keines da, ſo läuft man zu Fuß und flucht oder amüſiert ſich darüber — je nachdem.

Gott ja — das berühmte Thema — teurer Doktor,

bitte, verwechſeln Sie den Mangel an kaufmänniſchem Talent nicht wieder mit innerem Wert. Nein, ich habe innerlich nichts, gar nichts gegen das „Verkaufen“ einzuwenden, weder für andere noch für mich. Nur müßten die Bedingungen angenehm und annehmbar ſein. Und das iſt ſelten, ach, ſo ſelten der Fall, vielleicht verfolgt auch gerade mich ein beſonderer Unſtern.

Erſchrecken Sie nicht, ich möchte ſogar gelaſſen ausſprechen, daß für mein Gefühl der Handel in ſeiner direkteſten Form immer noch die beſte Möglichkeit wäre und eigentlich auch die anſtändigſte. Ein fremder Herr (ſchon die Fremdheit ... Sie wiſſen ja ...), der ſpurlos wieder in der Verſenkung verſchwindet — was für eine Erſparnis an Nervenkraft gegenüber dem feſten Utilitätsverhältnis, das vorſichtig gehandhabt und geduldig ertragen werden muß. — Aber auf dieſem Gebiet iſt ja leider alles ſo mangelhaft organiſiert, ſo geſellſchaftlich unmöglich gemacht ... verlaſſen wir es lieber ...

Der Sizilianer iſt gerade zur rechten Zeit aufgetaucht, und ſein Auto iſt gut. — Warum iſt er Ihnen nicht „ganz geheuer“? — Ein „Raſta“, mit dem ich arg hereinfallen werde, meinen Sie — ſicher iſt er ein Raſta, aber das iſt ja gerade ſein Hauptcharme, ich habe immer ein Faible dafür gehabt. Und vermutlich fällt er eher mit mir herein, denn er ſcheint es wenigſtens bisher bitter erſt zu nehmen. Und ich

weiß nicht recht, was ich mit ſeinem Herzen anfangen ſoll.

Es kann ein Dilemma ſein, ob man jemand glücklich oder unglücklich machen ſoll. Manche haben mehr davon, wenn ſie unglücklich ſind — ſie wollen gerne alle Tiefen der Leidenſchaft durchmeſſen — und ſind dann auch traitabler. In dieſem Falle bin ich mir noch nicht klar darüber.

Pedro — ſo heißt er — iſt in ſeinem ganzen Weſen etwas ungeſtüm, und wenn er zu glücklich iſt, werde ich einen ſchweren Stand haben. Aber die direkte Werbung ſteht noch aus — ich finde dieſen Zwiſchenzuſtand ſehr reizvoll und möchte ihn noch eine Zeitlang feſthalten. Er umwandelt mich einſtweilen auf Freiersfüßen und demonſtriert mir vor, wie angenehm das Leben ſich an ſeiner Seite leben läßt.

Wenn ich zum Frühſtück komme, ſitzt er ſchon da, eine Blume im Knopfloch, dieſelbe Blume als Strauß an meinem Platz — etwas ungeduldig, denn ich komme immer eine Stunde zu ſpät, und ſein Chauffeur tyranniſiert ihn.

Madame . . . — Handkuß — ces fleurs . . . dann kommt, was die Blumen des heutigen Tages mir ſagen ſollen. Darin iſt er erfinderiſch. Gott, muß es anſtrengend ſein, ſich jeden Morgen etwas anderes auszudenken!

Dann fahren wir in die Umgegend oder treiben uns in der Stadt herum, er macht die Honneurs, jagt mich

durch Altertum, Renaiſſance und römiſches Volksleben der Gegenwart — immer mit demſelben Feuer, der Beredſamkeit des Südländers und vielen Geſten. Er findet mich blaſiert (ſagen Sie mir bitte — bin ich es wirklich?), wenn ich nicht über jede alte Kaiſerbüſte und jede Oſteria, wo ein paar Arbeiter Wein trinken und Muſik machen, in Ekſtaſe gerate. Ich kann's nun einmal nicht helfen, es kommt mir ganz ſelbſtverſtändlich vor, daß in Rom alles römiſch oder in Griechenland alles griechiſch iſt, und daß es eben daſelbſt früher alte Römer und alte Griechen gegeben hat. Warum muß man das ſo aufregend finden? Und macht mir irgend etwas beſonderen Eindruck, warum ſoll ich dann eine Rede darüber halten? . . .

Unterbrechung — — — drei Tage ſpäter —

Nein, ich glaube, man darf dieſen Mann nicht unbedingt glücklich machen, er iſt zu erdrückend intenſiv. Den ganzen Tag über habe ich das Gefühl, als ob ich mit dem Veſuv ſpazieren ginge.

Der letzte Montag, an dem ich dieſes Handſchreiben begann, war der Vorabend großer Ereigniſſe. — Soll ich Ihnen „alles" erzählen? — Nein, ich erzähle nie alles, und Sie verdienen noch Strafe für den Raſta und für Ihre Zweifel — alſo bekommen Sie heute nur einen Auszug . . .

Ein Situationsbild ... wir ſitzen ſpät abends am Koloſſeum. Ich habe eine glühende Schilderung der Gladiatorenkämpfe ohne Zucken über mich ergehen laſſen. Der Chauffeur wandert grollend in irgend einem Stockwerk des „immortale Amfiteatro“ auf und ab, er haßt dieſe Art von Unternehmungen, haßt überhaupt die Romantik ſeines Herrn, haßt mich. — Ich leide darunter, ich kann es durchaus nicht vertragen, wenn ein männliches Weſen mich mit Abneigung betrachtet, ſei es auch nur ein Eiſenbahnſchaffner oder ein Chauffeur.

Wir haben das Altertum verlaſſen, unſer Geſpräch dreht ſich jetzt um andere Dinge — um Liebe. Wenn man zu zweien im Dunkeln ſitzt, iſt es wohl immer das Nächſtliegende. Wir ſprechen alle Abend um dieſe Zeit über Liebe, auch wenn wir im Reſtaurant ſitzen, und die perſönliche Nuance wird von Abend zu Abend ſtärker betont.

Er geht allmählich in einen Hymnus auf die Frauen über, — im allgemeinen — im beſonderen — die Frauen im Süden — die aus dem Norden — die blonden — die eine blonde Frau, mit der man eben jetzt in Rom unvergeßliche Frühlingstage verlebt. Etwas zu viel echtes Gefühl — das kann unter Umſtänden leiſe beklemmend wirken. Mit ſeinem Raſtatum iſt es doch nicht weit her. Aber er ſpricht ein entzückendes Durcheinander von Deutſch, Franzöſiſch, Italieniſch — das hab ich ſo gern, mein Herz ſchlägt doch etwas für

ihn ... meine Hand ruht zwiſchen ſeinen beiden Händen ... ſehr gute Hände mit ſchönen Nägeln und einem breiten, ſonderbaren Ring.

Es ſcheint alſo, daß wir einig ſind ... aber auf einmal wird er ſehr merkwürdig ... ſchweigt ... verfinſtert ſich ... Stumm, gewaltſam drückt er mir die Hand — beide Hände — ſteht auf, pfeift dem Chauffeur. Wir ſteigen ein und fahren langſam, ſehr langſam noch ein Stück aus der Stadt hinaus.

Ganz plötzlich, ganz unvorhergeſehen, kniet er neben mir — vor mir iſt nicht Platz genug — beinah beſchwörend: „Ich bin ein ſchlechter Menſch — ſchlecht — ſehr ſchlecht.“

Ich: „??? ...“

Ja, er iſt verlobt — dort in Sizilien — und doch — und Rom — und eine blonde Frau — — —

Ich atme auf — wenn's weiter nichts iſt — —

Die Blumen am nächſten Morgen waren viele dunkelrote Roſen, und er iſt ſehr glücklich — eben etwas zu glücklich.

Armer Freund, Sie haben es in letzter Zeit ſchlecht gehabt — Fragmente, Anſichtskarten und leere Verſprechungen, aber heute abend bin ich nur für Sie vorhanden und gedenke es wieder gut zu machen.

Zuerſt will ich Ihnen danken, daß ſie mir Ihren Segen nicht weiter vorenthalten und ſich ſo liebenswürdig mit dem „Raſta“ ausgeſöhnt haben. Wer weiß, ob Sie ihn nicht demnächſt unter die Wertvollen einreihen.

Auch in meinen Augen hat er immer mehr gewonnen. Es hängt viel davon ab, wie ein Mann die erſten Schritte geſtaltet, und das hat er ſehr hübſch gemacht, erſt allmählich und diskret, dann dramatiſch und flammend.

Wie angenehm, daß man als Frau dieſer Mühe überhoben iſt — es muß gar nicht ſo leicht ſein, den rechten Ton zu finden, und einige fangen es denn auch recht dumm an — ſo der Siegertypus, der beim erſten leiſen Zeichen von Wohlwollen mit einer großen Gebärde die Tür ſchließt: Nun biſt du mein!

Überhaupt haben manche einen feſtſtehenden Trick. Ich weiß einen älteren Herrn, — wenn der zufällig mit einer Frau allein im Zimmer iſt, ſetzt er ſeinen Zwicker auf, ſieht ſich vielſagend um und bemerkt: Iſt das nicht eine wahnſinnig komiſche Situation! — (Durch Freundinnen habe ich erfahren, daß er es jedesmal ſo macht.)

Ob das wirkſam iſt? — Ich weiß nicht — auf mich hat es keinen verführeriſchen Eindruck gemacht. Ich wußte nur zu antworten: ja, es ſei wirklich zum Totlachen — und da ſchwieg er betroffen und enttäuſcht. — Vielleicht lag es auch daran, daß ich ältere Herren überhaupt nicht beſonders ſchätze.

Aber ich habe Ihnen heute noch viel zu erzählen —

Die Hauptbegebenheit — alſo hören Sie: ich ſitze neulich unten in der Halle und warte auf den Chauffeur, der mich abholen ſoll, warte ſchon lange und ſchlafe beinah ein. Jeden Augenblick gehen Leute vorüber, und dann bleibt jemand hinter mir ſtehen — ein wohlbekanntes: How are you? — Sir John mit einem jugendlichen Begleiter — und im gleichen Augenblick der haßerfüllte Chauffeur, um zu melden, daß ſein Herr mich draußen erwartet. Nur gerade Zeit zu einem ungeheuren Händeſchütteln, Vorſtellung des Begleiters und einer raſchen Verabredung, dann ſtürzte ich meinen Verpflichtungen nach und hörte nur noch ein etwas verwundertes: O I say! hinter mir herklingen.

Wir trafen uns denn auch nächſter Tage, in einem Tea-room natürlich. — Keine Wehmut, mein Freund, wenn Sie hier wären — nein, doch nicht — es würde jetzt kein gutes Dreieck geben — — —

Alſo, mit Sir John im Tea-room, ſeinen neulichen Gefährten hatte er mitgebracht. Der junge Mann iſt Dichter, zeigt aber keine äußeren Symptome ſeines bedenklichen Handwerks, verhielt ſich ſehr ſchweigſam, ſehr erzogen, ſehr diskret, während wir einem lebhaften Austauſch frönten. Dieſes Wiederſehen war beiderſeitig ein großes Feſt.

Sir John, der Vielgenannte, den Sie ja leider nie kennen gelernt haben, iſt wohl der Mann, mit dem ich mich von allen am beſten verſtehe. Ich muß wieder einmal etwas indiskret ſein, um Ihnen das zu erläutern. Es beſteht zwiſchen uns ein: on revient toujours — wirkliche Freundſchaft mit amouröſen Intervallen, die immer ohne Tragik, ohne Konflikte und Bitternis verlaufen ſind.

Er hat ſehr vielfältige Beziehungen zu Frauen und kultiviert jede einzelne wie ein Gärtner ſeine Pflanzen, jede bekommt ihr beſonderes Terrain und ihre beſondere Pflege. Für jede iſt er der aufmerkſamſte und angenehmſte Galan und ſuggeriert durchaus das Gefühl, daß er im Moment nur für ſie da iſt. Unmöglich, ihm übel zu nehmen, wenn er ſagt: Sie müſſen ſich unbedingt für heute abend frei machen, denn übermorgen

treffe ich eine Frau, die ich ſehr liebe, aber es iſt eine etwas tragiſche Sache und ich werde dann ein paar Tage Melancholie haben. — Ebenſo wird er dieſer Frau ſagen, ſie müſſe einen Tag warten, denn er wolle vorher noch mit einer anderen ſehr vergnügt ſein.

Er erzählt viel von ſeinen Amouren, taktvoll und aus wirklich tiefem Intereſſe, denkt über jede einzelne ſehr ernſthaft nach, hat auch gerne, wenn man ihm erzählt, und denkt ebenſo ernſt darüber nach.

Die ſizilianiſche Angelegenheit erfüllte ihn mit innigem Vergnügen, als hätte ich ihm einen großen perſönlichen Gefallen erwieſen. — Nun, mich freut ſie ja auch, beſonders ſeit die beiden hier ſind. Man hat manchmal ſehr gerne jemand zum Miterleben. Die allzu ausführliche Zweiſamkeit fing gerade an mich etwas zu ermüden, und was ich hier ſonſt en passant kennen gelernt habe, war nichts Rechtes. Italiener haben immer die gleiche fade Feurigkeit, ob es ein Offizier, ein höflicher Kutſcher oder ein Prieſter iſt.

Nun kann ich wenigſtens, ſo oft es geht, mit Vergnügen ausreißen, meinem Amante habe ich mit einiger Mühe plauſibel gemacht, daß ich manchmal allein ſein müßte, um römiſche Eindrücke in mich aufzunehmen. Nur muß man vorſichtig ſein, und das iſt immer eine Pein für mich.

Aber wie Sie ſehen, bin ich diesmal ſehr darauf bedacht, meine Chancen zu wahren — ich habe Grund,

aus allerlei explosiven Äußerungen zu schließen, daß sie nicht schlecht sind — trotz der Braut in Sizilien, deren er manchmal — nach beiden Seiten hin — mit Reue und Bedauern gedenkt.

Letzte Woche trafen wir uns, wie die alten Christen, in den Katakomben; Sir John wollte dort irgendwelche Studien machen und betrieb sie mit seiner englischen Gründlichlichkeit, während der Dichter und ich draußen in der Sonne saßen und uns unterhielten.

Sir John hat uns beide vorsorglich gewarnt, wir sollten nicht miteinander in love fallen; mich: er sei noch gar so jung und grün — und ihn: ich dürfe mir die berühmten Chancen nicht durch eine überflüssige Amourette verderben.

Das Spiel ist ungefährlich, ich würde mich schwerlich mehr in einen Dichter verlieben. — In früheren Zeiten ist es schon vorgekommen, aber es war immer sehr anstrengend. Man mußte soviel posieren, sonst wird der Dichter ernüchtert — muß ihn immer im Rausch erhalten, denn ein richtiger Dichter will eben Rausch — Purpur — Gold — und so weiter. Für das alles hat man aufzukommen, muß immer auf dem Sockel stehen. Eine Zeitlang ging das auch — nein, eigentlich ging es doch wohl nicht, es war immer viel Schwindel dabei. Nur gefiel es einem, auch einmal pathetisch genommen zu werden. Aber dann verlangte man doch wieder herunter, sehnte sich wie Nebukadnezar danach, mit den

Tieren des Feldes Gras zu freſſen. Das können die Dichter nicht leiden. Und dann ſollte man Seele haben, möglichſt viel Seele. Ich hatte auch einmal ſo etwas, oder man hielt es dafür. Ich glaube, es war nur, wenn ich mich aus irgend einem Grunde nicht wohl in meiner Haut fühlte. Das halten die Mitmenſchen ja gerne für ein Kennzeichen von intenſivem Seelenleben.

Gott, es muß ja auch nicht immer ein profeſſioneller Dichter ſein, aber Sie können ſich ſchon denken, welche Art Leute ich meine.

Der Knabe, mit dem ich hier über alten Gräbern wandle, ſcheint übrigens nicht zu dieſer Sorte zu gehören. Ich interviewte ihn recht gründlich darüber, und er wurde ganz unglücklich. Er habe nun einmal Talent und das Schreiben mache ihm Freude, während er ſich mit einem bürgerlichen Beruf ſchwer abfinden würde. Aber Dichter — ja, es ſei eine peinliche Bezeichnung, das fände er ſelbſt, und es wäre ja troſtlos, wenn die Frauen einem deshalb davonliefen.

„O, ich bin Ihnen noch nicht davongelaufen — und wie war's denn mit den anderen?"

„Ach, die Frauen, die ich bis jetzt — geliebt habe, waren eigentlich alle ſchrecklich — —"

„Das iſt ein melancholiſches Bekenntnis — armer Dichter!"

„Und wenn mir eine wirklich gefiel, hat Sir John jedesmal geſagt, ſie ſei nichts für mich."

„Sie richten ſich alſo immer danach, was er Ihnen ſagt?“

„Gott, er hat mich doch entdeckt und meine Eltern überzeugt, daß ich Talent habe. Ich brauche jetzt nicht mehr zu ſtudieren, und ſie haben mich ihm gewiſſermaſſen anvertraut. Da muß ich mich doch etwas nach ſeinen Ratſchlägen richten. — Zum Beiſpiel, als Sie . . .“

Pauſe.

„Aha, es geht alſo auch auf mich?“

Der Dichter, verlegen, aber dann mutig:

„Ja — auch auf Sie . . .“

„Bitte, etwas näheres darüber, das macht mich neugierig.“

„Ich weiß nicht, ob es indiskret iſt . . .“

„Dichter ſind immer indiskret — meint John, daß ich Ihr jugendliches Gemüt . . .“

„O nein, im Gegenteil. Ihr Umgang wäre ſehr gut für mich. Aber Sie ſind doch — pardon, es klingt ſo — —“

„Nur weiter.“

„Alſo, er ſagte, ich ſollte mir keine Illuſionen machen, Sie ſeien ſozuſagen in feſten Händen . . .“ Ich mußte ſo lachen, daß er ganz beſtürzt war:

„Iſt es am Ende nicht wahr?“

„Doch, es iſt wahr, das heißt — ich bin eigentlich nie in ſehr feſten Händen — —“

Er ſieht mich etwas verwundert an:

„Wieſo? ich dachte, Sie liebten ihn?“

„Wen? Sir John oder den Raſta?“

Ein raſcher Blick — das war etwas unvorſichtig von mir, nun wird er anfangen Rätſel zu raten.

Dann kam Sir John, und wir konnten das lehrreiche Geſpräch nicht fortſetzen.

Und meinen Brief werde ich heute auch nicht mehr fortſetzen, ich erzähle Ihnen doch nur dummes Zeug.

Mir iſt in den letzten Tagen, wenn ich mich mit dem Dichter unterhielt, etwas aufgefallen, nämlich, daß man doch immer eine ganze Menge verſchiedener Anſichten über ein und dieſelbe Sache hat. Sie hängen ganz davon ab, mit wem man gerade ſpricht. Man dreht einen Gegenſtand um, beguckt ihn von allen Seiten, ſtellt ihn auf den Kopf — jedesmal ſieht er anders aus. Dann legt man ihn weg: o genug, gehen wir lieber ins Café. Ergo: man hat überhaupt keine Anſichten und es iſt auch ſicher überflüſſig.

Aber glauben Sie deshalb, bitte nicht, daß unſere Geſpräche ſich immer um Anſichten drehen. Der Dichter iſt, wie ich ſchon ahnend vorausſah, ſehr wißbegierig geworden, und wir rätſelraten miteinander wie bei einem Geſellſchaftsſpiel. Ich erzähle ihm Schwänke aus meinem Leben und gehe um das allzu perſönliche möglichſt herum. Zum Beiſpiel, die erſehnte Aufklärung über Sir John wird ihm beharrlich vorenthalten — ob es einmal war — wann es war und wie wir jetzt zu-

einander ſtehen. Ich fühle, daß ihn dies alles brennend intereſſiert, er möchte doch „das Leben kennen lernen“. Aber ich habe immer das Prinzip gehabt, daß jeder Mann ſo wenig wie möglich von dem anderen wiſſen ſoll — für alle Eventualitäten.

Mit dem Sizilianer liegt es anders, die ganze Sache iſt zu offiziell. Ich habe das eigentlich nicht gern, es iſt immer etwas mauvais genre. Aber hier in Rom, mit dem vulkaniſchen Pedro, dem Auto und dem Chauffeur war es einfach nicht zu vermeiden.

Das alles und vieles andere hab ich dem Dichter mit vieler Mühe auseinandergeſetzt, und er gibt ſich ebenſoviel Mühe, es zu erfaſſen. Man ſieht ihm manchmal förmlich an, wie ſein unerfahrenes Gehirn arbeitet.

„Darf ich ganz offen reden?“ — fragte er neulich, als wir von dem Raſta und von den Chancen ſprachen. Ja, er durfte.

„Aber ich muß etwas ſehr Freches ſagen . . .“

„Ich bitte darum?“

„Ja — Sie leben doch eigentlich wie eine — eine —“

„Ganz falſch, lieber Dichter, ich lebe nur ein Privatleben, und es ſchaut viel zu wenig dabei heraus.“

„Und Ihr Sizilianer?“

„Iſt eine zufällige Verbindung von angenehm und nützlich.“

„Aber Sie lieben ihn doch nicht wirklich?“

„Wie man es nehmen will.“

„Und Sir John — als ich Sie gestern Abend bei ihm traf — — —“

„Junger Mann, sein Sie vorsichtig — das ist noch gar kein Beweis.“

„So . . .? . . . Aber Sie geben doch zu, daß sie mehrere auf einmal lieben können?“

„Und? . . .“

„Es wundert mich, daß Sie bei dieser Veranlagung, oder wie man es nennen soll, eben nicht — —“

„Eine — eine geworden sind?“

„Ja, ungefähr das wollte ich sagen. — Sind Sie böse?“

„Nein, ich bin diese Frage gewöhnt, — aber Sie sind noch so dumm. — Werden, das ist leicht gesagt. Denken Sie an Ihr einstiges Studium, Sie hatten auch keine Lust etwas zu werden und wollten lieber Verse machen, die nichts einbringen.“

„Herrgott, das ist doch etwas anderes.“

„O nein, ganz dasselbe. Aber zu jedem Beruf gehören ausgesprochene Fähigkeiten und Glück, wenn es etwas Richtiges werden soll.“

„Nun, was das Glück betrifft . . .“

„Nein, ich habe nur in der Liebe Glück, im Spiel versagt es.“

„Was versteht man eigentlich unter Glück in der Liebe?“

„O . . . ich denke, daß man oft geliebt wird und immer den bekommt, den man haben will.“

„Haben Sie nie eine unglückliche Liebe gehabt?“

„Nein. Sie liegt mir auch nicht, und ich kann ſie mir beim beſten Willen nicht vorſtellen.“

„Lieber Gott, Sie müſſen doch ungeheuer zufrieden mit Ihrem Schickſal ſein.“

„Sicher, ich bin ganz verliebt in mein Schickſal. In dieſer Beziehung benahm es ſich tadellos, — aber dafür habe ich in anderen Dingen unerhörtes Pech.“

„Wieſo?“

„Ich empfinde es beiſpielsweiſe als Schikane, daß ich nicht in Geld und Luxus ſchwimme.“

„Aber, teure Frau, dafür haben Sie doch in Ihrem Empfindungsleben den unerhörteſten Luxus getrieben . . .“

„Ach, Sie ſind und bleiben ein Dichter — es war auch alles ſehr ſchön, aber ich fange an mich nach Seelenſchmerzen und einem Bankkonto zu ſehnen.“

„Und der Raſta macht Ihnen keine Seelenſchmerzen?“

„Nein, das iſt es ja gerade — deshalb bin ich auch ſo beſorgt um das Bankkonto. Man wird abergläubiſch.“

„Wiſſen Sie, ich glaube, Sie haben zu viel Perſönlichkeit, um auf dieſem Wege . . .“

„Lieber einziger Dichter, mit ‚Perſönlichkeit‘ können Sie mich die Wände hinaufjagen. Ich breche jeden Verkehr mit Ihnen ab, wenn Sie das noch einmal ſagen.“

„Aber warum denn?“

„Weil es die ärgſte Geſchmackloſigkeit iſt, die man einer Frau ſagen kann — eine Redensart, die nur Reformmänner in den Mund nehmen. — Merken Sie ſich das.“

„Ich will's gewiß nicht wieder tun, aber dann nennen Sie mich bitte auch nicht mehr Dichter, das iſt ſicher ebenſo kränkend.“

„Schön, alſo — Bobby — oder iſt das Sir Johns Privilegium? Bobby klingt ganz hübſch — verzogen und aus guter Familie . . .“

Der Dichter küßt mir die Hand. — Pauſe.

„Darf ich noch etwas fragen?“

„Bitte . . .“

„Warum ſind Sie nicht irgend etwas anderes geworden? Sie haben doch ſo viele Fähigkeiten?“

„Ich hab's verſucht, Bobby, aber es iſt immer dieſelbe Geſchichte. Theater zum Beiſpiel — der bloße Gedanke, daß ich irgend wohin gehen muß, wenn ich gerade keine Luſt habe, macht mich krank. Beruf iſt etwas, woran man ſtirbt.

Bobby denkt nach.

„Warum ſchreiben Sie nicht? Sie haben doch ſoviel erlebt und können gut erzählen?“

„Daran habe ich auch ſchon gedacht, — aber es hat ſoviel peinlichen Beigeſchmack — eine ſchreibende Frau — ſchrecklich. Denken Sie nur, alle Leute, die man

nicht kennt, taxieren einen auf geiſtige Intereſſen und dergleichen. Sonſt hätte es vielleicht etwas für ſich — man brauchte nur eine Füllfeder und einen guten Diwan — nein, ich müßte auch einen Kompagnon haben, ſonſt wäre es doch wieder langweilig und anſtrengend."

„Der Kompagnon ſteht zur Verfügung."

„Wenn alle Stränge reißen, werde ich Sie beim Wort nehmen, Bobby, — aber jetzt müſſen Sie mich heimbegleiten. Pedro wartet."

„Immer Pedro! — Und wann ſehe ich Sie wieder?"

„Wenn Pedro nicht auf mich wartet."

Und darauf muß ich auch Sie heute vertröſten, lieber Doktor. Pedro wartet immer — es iſt, weiß Gott, auch das ein hartes Brot!

Das war Montag — erſt heute komme ich dazu weiter zu ſchreiben. Ich hoffe, Sie gewöhnen ſich allmählich daran.

Eben habe ich die ganze Geſellſchaft ſpazieren geſchickt. Die ganze Geſellſchaft? — Ja, wir ſind neuerdings zum Enſemble geworden. Es iſt ein ganz wohltuender Zuſtand. Wie ich Ihnen ſchon einmal ſagte — ich fing in der letzten Zeit an, mich mit meinem Veſuv beträchtlich zu langweilen.

Er war eben zu glücklich, und ſolch ein wolkenloſes Glück in beſtändigem tête-à-tête, das geht nicht auf die Länge.

Durch meine Seitenſprünge zu den beiden anderen wurde es denn auch vorübergehend verdüſtert. Der Veſuv grollte über meine häufigen Abweſenheiten und wurde mißtrauiſch, als ich neulich ſchon wieder für einen Nachmittag Urlaub nahm — diesmal um alte Bekannte zu treffen. Die bisherigen Vorwände waren ſchon etwas zu fadenſcheinig. Er grollte, und der Chauffeur beglückte mein Herz zum erſtenmal durch einen wohlwollenden Blick.

Bei Sir John war eine kleine Geſellſchaft, und der Nachmittag dehnte ſich ziemlich aus — bis zwei Uhr nachts. Als ich in mein Hotel zurückkam, wanderte der Sizilianer vor der Tür auf und ab — allein — zu Fuß — zornig und dramatiſch. Es erfolgte eine animierte Zwieſprache, und ich benutzte den nächſten Tag, um beleidigt von der Bildfläche zu verſchwinden und mit Johns Geſellſchaft, die noch vollzählig beiſammen war, in die Campagna zu flüchten.

Als ich diesmal nach Hauſe kam, fand ich ihn wieder vor, aber blaß und melancholiſch. Der Chauffeur dagegen ſtand mit gütiger Miene in der Haustür. Beide hatten wohl gedacht, ich ſei endgültig verſchwunden.

Wir verſöhnten uns wieder, und ich habe alles, was ſich für ſeine Ohren eignete, geſtanden. Daraufhin eine neue Kalamität, er wollte meine Freunde kennen lernen.

Ich liebe es gar nicht, meine verſchiedenen Bekannten

miteinander zu vermählen. Sie paſſen doch nie zuſammen, und in dieſem Fall ſchien es mir etwas riskiert. So wand ich mich anfänglich darum herum und verhandelte mit ſämtlichen Beteiligten. Aber ich wurde überſtimmt, der Sizilianer ermattete mich mit ſeiner Eiferſucht, Sir John ſuchte meine Eitelkeit zu reizen, er meinte ich wolle den „remarkable Rasta“ nur nicht herzeigen — und der Dichter brannte natürlich auf Einblicke in die Lebewelt.

Ich brachte ſie alſo zuſammen, und Pedro lud die beiden mit wilder Gaſtlichkeit ein. Er gab ein fürſtliches Souper in ſeiner Wohnung und gewann ihre Herzen im Sturm. Ich ſelbſt fand ihn an dem Abend ſo reizend, daß ich mich ganz neu in ihn verliebte. — Es gibt Männer, in die man nur richtig verliebt iſt, wenn noch andere dabei ſind.

Sir John ſtrahlte vor innerem Pläſier, und der Dichter war ſo begeiſtert, daß er um keinen Preis mehr nach Hauſe gehen wollte. Man behielt ihn alſo da, bis zum nächſten Abend, wo wir alle Johns Gäſte waren. Und ſo ging es ein paar Tage fort.

Lieber Doktor, ich bin noch ſo ſchläfrig, daß ich es bis auf weiteres vorziehe, Ihnen Lebewohl und Gute Nacht zu ſagen.

Ihren Brief habe ich hier vorgefunden — o nein, ich bin nicht für immer entſchlafen — ſeit meinem letzten Brief aus Rom. Aber ich will gerne glauben, daß er etwas übernächtig ausgefallen iſt.

Ich hatte auch wirklich die beſten Abſichten, Sie auf dem Laufenden zu halten, aber das Laufende lief mit mir davon, und ich bin etwas außer Atem gekommen.

Man kann nicht immer im Zuſammenhang bleiben, liebſter Freund, das Leben ſelbſt iſt gar ſo unzuſammenhängend.

Momentan — aber wir wollen lieber erſt die Ereigniſſe nachholen. — Gott, ich habe es mir ſo angewöhnt, nur noch per wir zu ſprechen. Das kommt davon, wenn man als Enſemble lebt. Manchmal muß ich mich förmlich erſt darauf beſinnen, daß ich auch noch ein Einzelweſen bin.

Alſo — wie ſchon mein Telegramm Ihnen meldete — Bobby hat es aufgegeben und war ſehr neugierig — wir ſind umgezogen, nach Neapel.

Pedro bekam fortwährend Telegramme, woraus man

ſchließen konnte, daß etwas nicht in Ordnung war, er hat ſonſt ſehr wenig Korreſpondenz. Und der Chauffeur war wieder ungewöhnlich finſter.

Ich war ſehr nett mit ihm — mit Pedro — diskrete Teilnahme bei völliger Ahnungsloſigkeit — und er ſchloß mir denn auch ſein Herz auf.

In erſter Linie Geld-, in zweiter Linie Brautverlegenheiten. Man wünſcht, daß er ſie heiratet. Das war ja eigentlich vorauszuſehen, aber er ſcheint es ſich nicht genügend klar gemacht zu haben. Wir haben in den letzten Wochen wohl alle etwas vergeſſen, um was es ſich handelt. — Lieber Doktor, das iſt immer der glücklichſte Zuſtand und „wir" waren auch wirklich alle ſehr glücklich.

Weiter: die Braut iſt ſeine Couſine, folglich ihr Vater ſein Onkel, und von dieſem Onkel ſcheint er pekuniär ziemlich abhängig zu ſein. Das Nähere hab ich natürlich vergeſſen, ich höre nie zu, wenn man mir „Näheres" auseinanderſetzt, und das iſt manchmal verhängnisvoll.

Er, Pedro, treibt ſich nun ſchon lange in Europa herum, und die Art, wie er das tut, ſcheint dem Onkel nicht mehr zu gefallen.

Summa: der Onkel macht bedenkliche Anſtalten ihn „einzukaſſieren" (auch ein typiſches Erlebnis, daß „er" von meiner Seite weg einkaſſiert wird).

Pedro hat erſt geraſt, er wolle jetzt nicht heim, auf keinen Fall, — dann bedrückte ihn wieder ſeine doppelte Verworfenheit — gegen ſie und gegen mich.

O meine Chancen — es war ſchon die Rede davon, daß er mich in Rom oder Neapel etablieren wollte — ich ſollte immer irgendwie „daſein", auch wenn er eine Zeitlang nach Hauſe müßte. Ich weiß ja ſelbſt noch nicht recht, ob das ſehr mein Fall wäre, aber es hat ja auch wieder etwas Verlockendes. — Apathiſche Dauerſache mit lebhafteren Momenten — ich hab ihn doch wirklich ganz gern.

Übrigens ſcheint es, daß wir in Rom beträchtliche Schulden gemacht haben. Ich riet deshalb zum Umzug nach Neapel, das heißt, die römiſche Wohnung ſollte er behalten, Chauffeur und Auto zur Beruhigung der Gemüter noch eine Zeitlang dort laſſen und dann von hier aus einen Beſuch in Sizilien machen.

Meine Ratſchläge in ſolchen Angelegenheiten ſind immer gut. Wieder einmal muß ich hervorheben, daß ich viel Sinn dafür habe, jede Lebenslage tunlichſt harmoniſch zu geſtalten. Sie fanden deshalb auch dieſes Mal Anklang und bewährten ſich. Man hat uns ganz ruhig ziehen laſſen, und der Chauffeur iſt uns inzwiſchen ſchon nachgekommen.

Sir John und ſein Schützling ſind natürlich auch mit — was Gott ſo ſchön zuſammenfügte, — keiner von uns hätte den Mut gehabt es zu trennen.

Wir haben unſere Namen hier etwas abgeändert — wie Sie auch aus meinem Telegramm ſchon erſehen haben — und gelten für eine Art Familie. Die Zu=

ſammenſtellung erforderte einiges Kopfzerbrechen, aber wir haben doch eine halbwegs befriedigende Löſung gefunden. Wir ſind nämlich aus Verſehen in einem ſehr braven deutſchen Hotel abgeſtiegen und hatten keine Luſt noch einmal zu wechſeln.

Pedros Abreiſe hat ſich noch etwas hingezogen. Man konnte ſich nicht gleich zur Trennung entſchließen und wollte ſich erſt über verſchiedene Punkte mit dem Onkel ſchriftlich verſtändigen.

Dann iſt er abgefahren, und alles weitere bleibt eben abzuwarten. Die beiden anderen leiſten mir dabei aufs angenehmſte Geſellſchaft, im Hotel ſind allerhand ganz nette Leute, und wir kommen uns ſehr reſpektabel vor. Mit dem Dichter muß ich mich vor der Öffentlichkeit duzen, wir haben ihn für meinen Stiefſohn ausgegeben. Sein Urſprung verträgt zwar eigentlich keine nähere Beleuchtung, denn Pedro ſieht kaum alt genug aus, daß er für eine Jugendſünde von ihm gelten könnte. Aber Stiefſohn klingt ſo überzeugend. Und Sir John iſt einfach „ein Schwager".

Bobby kann mich nicht recht begreifen, daß ich Pedro habe fahren laſſen.

Aber was wäre, wenn ich ihn feſtgehalten hätte? Brouilliert er ſich mit ſeinen Leuten, ſo wird er ſehr auf dem Trocknen ſitzen und ich mit. Liebe in einer Hütte wäre mit dieſem Mann ſicher ein unglückliches Unternehmen.

„Aber wenn ſie ihn nun feſthält?“

„Ja, da kann man nichts machen.“

„Und was ſoll dann aus Ihnen werden?“ (Wenn wir allein ſind, nennen wir uns meiſtens wieder Sie.)

„Das ſteht bei Gott, Bobby. Es haben ſich ſchon klügere Leute wie Sie manchmal den Kopf darüber zerbrochen, was aus mir werden ſoll.“

„Wiſſen Sie, daß Ihr Fatalismus für andere geradezu aufreizend iſt?“

„Ja, das habe ich ſchon manchmal gehört. Aber ich habe es längſt aufgegeben, die Vorſehung beeinfluſſen zu wollen.“

„In Rom hatten Sie doch noch die Abſicht, ihn um jeden Preis feſtzuhalten?“

„Wir ſind jetzt in Neapel, Bobby, und ich denke, Sie wollen auf Sir Johns ausdrücklichen Wunſch Lebensweisheit von mir lernen.“

„Ach, es iſt, weiß Gott, ein bitteres Los Ihr Stiefſohn zu ſein, und Ihre Lebensweisheit . . .“

„Iſt tiefer, als Sie in Ihrem Unverſtand meinen. Hören Sie alſo weiter, Bobby — wenn man eine Sache mit Begeiſterung und Kraftaufwand betrieben hat, iſt es eigentlich immer eine Erleichterung, wenn ſie nicht zuſtande kommt. Ich bin nie glücklicher als in dem Moment, wo ich müßig und bewundernd meine Werke untergehen ſehe. Dann kann doch wieder etwas Neues kommen.“

„Und wenn nun etwas viel Schlechteres kommt?“

„Ich bin abergläubiſch, lieber Bobby — aus Erfahrung. Es gibt Glückſerien und Pechſerien. — Ich zähle ſie, und es hat immer geſtimmt, mit kleinen Schwankungen. Die Pechſerie geht höchſtens bis neun, die Glückſerie iſt kürzer, bis vier oder fünf — Pedro iſt gerade auf der Grenze . . .“

„Nein, bitte, hören Sie auf — eine Frau von Ihrer Intelligenz und ſolche mittelalterliche . . .“

„Intelligente Frau iſt wieder eine Beleidigung — Sie Dichter . . .“

„Sir John ſagt es auch — und es ſei erſtaunlich, daß Sie trotzdem immer nur Dummheiten im Kopf hätten . . .“

„Das iſt ein tröſtlicher Zuſatz — Gott ſegne ihn dafür. — Gehen wir jetzt ſpazieren, Bobby, die Lektion iſt für heute zu Ende.“

Wir gingen ſpazieren und erwogen Zukunftsfragen. Bobby will von hier auf eine griechiſche Inſel gehen und möchte, daß ich mitkäme. Wenn es hier ſchiefgeht — ja, wenn . . . Die griechiſche Inſel iſt ein beliebtes Thema.

Sir John war aus, — Pedro iſt fort, — und es war eine wundervolle Mainacht. Wir waren beide etwas ſentimental aufgelegt, gingen immer wieder auf und ab durch die Straßen. Es war ſchon beinah Morgen.

„Nein, Bobby — Sie ſind mein Stiefſohn — das ſtreift die antike Tragödie . . .“

Wir kamen an eine Straßenecke, an der Mauer ſteht mit Kreide ein großes deutliches: Ja, geſchrieben — auf deutſch. Das iſt ſehr merkwürdig, wir bleiben ſtehen und wundern uns darüber.

„Vielleicht gilt es uns . . .? . . . aber Sie halten ja nichts vom Aberglauben, Bobby?? . . .“

„O doch!“

Ja, lieber Freund — der arme Bobby iſt nun auch abergläubiſch geworden . . .

Ich denke ja nach, Doktor, — ich denke nach, ich habe noch nie ſo viel nachgedacht wie jetzt. Alles vereinigt ſich, um mich nachdenklich zu ſtimmen. — Ihr Brief und etliche längere Geſpräche mit Sir John — es beſteht eher die Gefahr, daß ich vor lauter Nachdenken tiefſinnig werde, als daß ich irgend eine große Kopfloſigkeit begehe — wie Sie zu fürchten ſcheinen.

Lieber Freund, Sie ſind ein Engel an Einſicht und Verſtand, — aber Sir John hat das „Problem" meiner Seele doch beſſer erraten als Sie. Es geht entſchieden eine Wandlung mit mir vor — denn, wie Sie ſehen, fange ich jetzt auch ſchon an, mich damit zu beſchäftigen.

Es war ſo heiß in der letzten Zeit, und wir ſind träge und geſchwätzig aufgelegt. Nachmittags bin ich gewöhnlich allein bei Sir John — ich auf dem Sofa, er in einem tiefen bequemen Seſſel, zwiſchen uns ein kleiner Tiſch mit Café und Zigaretten. So hielten wir es auch früher ſchon, in ſeiner Wohnung — in

L . . . — nur daß er dann immer in ſeinem Klubſeſſel ſaß — ich betone ſeinem, denn zwiſchen dem Klubſeſſel und ihm beſtand eine ganz beſondere Zuſammengehörigkeit.

Alſo beinah wie mit Ihnen — nein, ich bin Ihnen ſehr treu, es iſt ganz anders, und eine Cafézwieſprache iſt durchaus verſchieden vom Teegeſpräch.

Nur eine entfernte Ähnlichkeit — Sir John vertieft ſich manchmal mit großem Ernſt in meinen Charakter und will ihn um jeden Preis ergründen. Das iſt im allgemeinen etwas langweilig, ich intereſſiere mich wenig für meinen Charakter. Er geht doch ſchließlich nur die anderen an, und es bleibt immer zweifelhaft, ob man überhaupt einen hat.

Aber um ſich die Zeit zu vertreiben, iſt es hier und da ein dankbares Thema.

Nun, und an einem ſolchen Nachmittage hat Sir John neulich feſtgeſtellt, die Grundnote meines Weſens ſei Faulheit, eine ganz namenloſe Faulheit, wie er ſie in dieſem Grade noch bei niemanden beobachtet habe. — Faulheit, wenn ich überhaupt etwas tue oder unternehme, denn es geſchehe immer nur, um etwas anderes nicht zu tun — Faulheit, die Art, wie ich es anſtelle, nämlich ungeſtüm und ungeduldig, um es ſo bald wie möglich wieder hinter mir zu haben. Und vollends ſei ich unfähig, irgend eine Sache zu Ende zu führen, ſei es eine Reiſe — denn ich reiſe nie dahin, wo ich ur-

ſprünglich wollte (das iſt wohl wahr), — eine Ehe, eine Chancenſache oder ſo etwas wie ein Beruf. O ja, John ging ſtreng mit mir ins Gericht — er behauptete, wenn einmal alles glücklich ſo weit ſei, dann ließe ich es liegen und machte mich erleichtert aus dem Staube (auch das mußte ich zugeben). Und lieber laſſe ich die unangenehmſten Konſequenzen über mich ergehen — andere Leute hielten das irrtümlich für Seelenſtärke —, als daß ich mich rechtzeitig aufraffe, um ſie zu vermeiden. Ja, aus lauter Energieloſigkeit lege ich manchmal eine auffallende Energie an den Tag — — —

Er teilte mir das alles mit wie ein Forſcher, der jahrelang an einer wichtigen Entdeckung gearbeitet hat und nun endlich das Reſultat veröffentlichen kann.

Es war geradezu eine redneriſche Leiſtung — ich kann ſie leider nur unvollkommen nachſtammeln.

Und der Erfolg? — Ich war zuerſt ſehr verblüfft, aber dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen: — er hat recht.

Ich muß Ihnen geſtehen, mein Freund, ich fühlte mich noch nie ſo verſtanden. Mir war zumut wie einem Patienten, dem man endlich die richtige Diagnoſe ſtellt, die ſich mit ſeinen eigenen „unterbewußten" Empfindungen und Ahnungen deckt.

Liebſter Doktor, ich habe eingeſehen, daß ich Zeit meines Lebens bis zu dieſem Nachmittag eine unverſtandene Frau geweſen bin. Und Sie müſſen zugeben,

es liegt ein Stück Tragik darin, immer wieder für energiſch, temperamentvoll, aufgeweckt und ſo weiter zu gelten, — wenn man eigentlich nur faul iſt.

Daß ich es nie zu etwas bringe, was man eine geſicherte Exiſtenz nennen könnte, daß ich immer ein Bild ohne Rahmen bleibe — das Rätſel, an dem wir, meine Freunde und ich, ſo oft vergebens herumrieten: Sir John hat es gelöſt, er hat mich entdeckt wie Bobbys Talent. Ja, wirklich, ich fühle mich jetzt endlich entdeckt, verſtanden, gerechtfertigt.

Und das Laufende? — Von Pedro kommen viele Briefe — ungeduldig, vulkaniſch, todunglücklich — er weiß nicht, was er tun und was werden ſoll. — Ich weiß es auch nicht, aber ich bin nicht unglücklich.

Sir John ſagt, es ſei mein Unglück, daß ich immer ſo glücklich bin. — O, Sir John iſt ein großer Weiſer ...

Heute morgen wollte ich gerade anfangen Ihnen zu ſchreiben, da ſetzte ſich ein liebenswürdiger alter Herr, den wir bei Tiſch kennen gelernt haben, zu mir und fragte mich im Vertrauen, ob der Dichter wirklich mein Stiefſohn ſei.

Ich dachte an meinen Brief und war zerſtreut, ſo habe ich recht dumm geantwortet: er ſähe mir doch entſchieden ähnlich. Der alte Herr warf mir einen prüfenden Blick zu und meinte: ja, ja, möglich, daß eine gewiſſe Ähnlichkeit — und das ſei immerhin ein ſeltſames Phänomen. Überhaupt, die Miſchung von angelſächſiſchem, romaniſchem und ausgeſprochen nordiſchem Typus, wie ſie anſcheinend in meiner Familie herrſche, wäre wirklich intereſſant.

Dieſe kleine Anſprache lenkte meine Gedanken allmählich von Ihnen ab, teurer Freund, und ich begriff, daß man uns doch wohl durchſchaut (o weh — wenn Pedro noch lange fort bleibt, möchte die Situation am Ende doch peinlich werden) — und daß der ehrwürdige Greis mir eine zarte Warnung geben wollte.

Mein Brief blieb liegen, ich frühſtückte mit dem alten Herrn, und wir haben uns ganz gut unterhalten. Er iſt witzig und amüſant, wußte mir mit väterlicher Güte allerlei Geſtändniſſe zu entlocken und erinnerte ſich mit ſichtlichem Vergnügen an die galanten Faiblesſen ſeiner Jugend.

Sie wiſſen, ältere Herren, die noch in Betracht kommen, ſind nicht mein Fall, aber die noch älteren, die nicht mehr in Betracht kommen, können manchmal ſehr reizend ſein. Und ich habe heute gedacht, ſolche wirklich charmante alte Leute ſind eigentlich ein Element, das in „unſeren Kreiſen“ ganz fehlt. Wir wurzelloſen Exiſtenzen haben alle nur ſo einen dunklen, verſchwommenen Begriff von Eltern und Senioren, die uns übelwollen. Wo noch welche vorhanden ſind, bleiben ſie ganz im Hintergrund, werden gefürchtet oder ſorgfältig vor uns behütet. Man kennt immer nur Altersgenoſſen oder Jüngere. Kommt man dann einmal, ſo wie heute, zufällig mit jemand viel, viel älterem in Berührung, ſo wirkt er beinah wie ein ſeltenes, etwas unwahrſcheinliches Naturſpiel auf uns.

Kann man wirklich ſo alt ſein, ſo ganz hors concours und immer noch Freude am Leben haben und Intereſſe für alles?

Barmherzigkeit! — Und einmal werden wir uns doch wohl auch an den Gedanken gewöhnen müſſen, ſelbſt alt zu werden — wie wird das gehen, wie ſoll man es machen?

Krankheit, Alter und Tod erſcheinen mir immer als die drei Unmöglichkeiten des Lebens — alles andere geht irgendwie von ſelbſt, — aber mit Unmöglichkeiten muß man ſich zu arrangieren verſuchen.

Krankſein — das läßt ſich vielleicht noch bedingungsweiſe ausnehmen. Unter angenehmen Verhältniſſen kann es möglich, manchmal ſogar ganz luſtig ſein — gute Freunde, viele Blumen, ſympathiſche Ärzte und das große Gegenpläſier wieder geſund zu werden.

Aber die beiden anderen? — der Tod — warum hat man wohl ſo viel Angſt davor? Ich habe ſie auch, aber dann denke ich wieder, es iſt vielleicht ganz überflüſſig, wir wiſſen doch noch gar nicht, ob es unangenehm ſein wird. Es mag verdreht ſein, aber ich ertappe mich ſogar auf dem Gedanken: das Leben iſt ſo ſchön, trotzdem ſo viel dagegen eingewandt wird — am Ende iſt das Sterben auch gar nicht ſo übel. Schlimmſtenfalls iſt es eine Exekution, die nicht lange dauert.

Und das Alter — alt werden? Gott, wenn man durchaus nicht mag — es kann einen ja niemand zwingen, länger zu leben, als man will.

Aber da liegt ein böſes Dilemma, es iſt ſo viel hübſcher, jung zu ſterben, aber um wirklich großen Charme zu haben, müßte es ſchon ſehr früh ſein. Andererſeits aber möchte man möglichſt viel leben und unverhältnismäßig lange jung bleiben.

Schenkt uns nun der gütige Himmel dieſe ausdauernde Jugend, ſo wird es ſehr ſchwer ſein, den richtigen Zeitpunkt zu finden. — Sehen Sie — wenn ich ſterbe, möchte ich gerne noch ſo ausſehen wie jetzt, aber ich habe doch vorläufig gar keine Luſt, mich ſchon in die Unterwelt zu begeben. Ach, das iſt wirklich ſchon wieder ein Problem und a very disagreeable one, wie Sir John ſagt.

Wir ſaßen kürzlich alle drei bei ihm auf dem Sofa, der vorwitzige Bobby zupfte ſeinem Mentor drei graue Haare aus und ſagte: „Meiſter, wir werden alt.“ — Mehr wie die drei fanden wir nicht, und John lachte. Aber mir wurde doch ganz kalt, und ich dachte: wenn ich nun einmal daſitze und neben mir ein junger Dichter, der mir drei graue Haare auszupft! (Nun, in dem Nebenumſtand könnte ja noch etwas Tröſtliches liegen.)

Übrigens glaube ich gar nicht unbedingt daran, daß das „erſte graue Haar, die erſte Falte“ ein ſo überwältigender Eindruck iſt. Eher noch der Abſchied von der allererſten Jugend, von der verwegenen Sicherheit, in jedem Zuſtand und jeder Verfaſſung — ob verweint, verkatert, übernächtig oder ausgeſchlafen — immer gut auszuſehen, immer auf der Höhe zu ſein. Man denkt auch in dieſem Stadium viel mehr über die Schrecken des Älterwerdens nach. Schon beim Abſchied von Hängezopf und kurzen Kleidern meint man, nun ſei die Hauptſache bald vorbei, und mit zwanzig Jahren,

man hätte jetzt kaum mehr Zeit vor ſich. Später dann merkt man, daß es noch recht lange dauert und wie dehnbar und geräumig das Leben in Wirklichkeit iſt.

Aber, bitte, ſagen Sie mir nicht wieder: Sie bleiben immer jung — es iſt zwar angenehm zu hören, aber die Frauen mit der ewigen Jugend halte ich doch für einen Bluff. Es kann mich ganz nervös machen, wenn immer wieder die unſelige Ninon de Lenclos herbeizitiert wird. Ich bekomme dann das Gefühl: o Gott, nein, ſo alt möchte ich gar nicht erſt werden. Ich pfeife darauf, daß meine Stiefſöhne — oder waren es richtige? — ſich in mich verlieben, wenn ich ſiebzig bin. Das iſt ja doch nichts Rechtes mehr.

Ich möchte gerne wiſſen, ob man ſich nicht überhaupt genieren wird alt zu ſein? — Vor den anderen vielleicht nicht, ſie ſind ja daran gewöhnt, daß es alte Leute gibt, und finden nichts Auffälliges daran. Aber vor ſich ſelbſt — denken Sie nur, als alte Dame aufzuſtehen und ſich im Spiegel zu ſehen: guten Morgen — o Gott, aber du biſt ja alt — was willſt du denn noch? — Ja, beſonders in der Früh muß es deprimierend ſein, im Laufe des Tages wird man ſich wohl irgendwie in ſeine Rolle hineinleben.

Ich ſtelle mir bei allen Lebenslagen, die mir peinlich ſind, gerne vor, daß ich nur eine Rolle ſpiele, eben jetzt dieſe oder jene ſpielen muß, die mir nicht recht liegt. Zum Beiſpiel bei unangenehmen Aus-

einanderſetzungen: du biſt ja nur auf der Bühne — o weh, der Souffleur iſt nicht da — beſinne dich raſch, was man in dieſer Szene ungefähr zu ſagen hat. Oder wenn man morgens aufwacht — ja, was iſt denn eigentlich? — Dies und jenes, alle möglichen Unannehmlichkeiten. — Schön, ich habe alſo eine Frau zu ſpielen, die in Geldſchwierigkeiten iſt und nichts anzuziehen hat. — Undankbar, aber vielleicht läßt ſich etwas daraus machen. Bitte auf die Bühne . . .

Lieber Freund und Doktor — es iſt ſchlecht, mit mir diskutieren, denn es fällt immer wieder ſo aus: das iſt ſchlimm — ſehr ſchlimm — ja — nein, es iſt eigentlich doch nicht ſo ſchlimm.

So muß ich denn ſchließlich auch feſtſtellen, daß der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen mich im großen und ganzen nicht ſehr bedrückt, höchſtens wenn ich gerade meinen „verfluchten Tag" habe.

Ich denke vielmehr, wenn es erſt einmal ſo weit iſt, wird man ſchon damit fertig werden. Wird man alt, ſo treibt man ſich noch eine Weile als Zuſchauer auf der Welt herum, braucht ſich wenigſtens nicht mehr zu Taten aufzuraffen. Und die Erinnerungen, die im Alter eine ſo bedeutende Rolle ſpielen ſollen? Nun, bei allen guten Dingen wird man ſich freuen, daß ſie da waren, und bei den ſchlechten, daß ſie vorbei ſind. Die beſte Vorſorge fürs Alter iſt jedenfalls, daß man ſich jetzt nichts entgehen läßt, was

Freude macht, ſo intenſiv wie möglich lebt. Dann wird man dermaleinſt die nötige Müdigkeit haben und kein Bedauern, daß die Zeit um iſt. Für all die Leute mit verfehltem Leben, verſäumter Jugend, überhaupt mit vielen Unterlaſſungsſünden, — für die muß es ſchrecklich ſein, alt zu werden.

Nein, wenn ich mich überhaupt darauf einlaſſe, mein eigenes Alter mitzuerleben (was mir noch ſehr fraglich iſt) — in dieſer Beziehung habe ich mir wenig vorzuwerfen und werde mit mildem Lächeln ſagen können: es iſt genug, Herr!

Und dann will ich wenigſtens eine dankbare Rolle ſpielen, eine ſehr angenehme alte Dame ſein mit möglichſt wenig Falten und möglichſt weißem Haar — und einen reizenden Salon haben mit einem Kaminfeuer. Um den Kamin verſammeln ſich abends die alten Freunde, müde galante alte Herren mit Krückſtöcken, und man unterhält ſich von einſtigen Faibleſſen.

Denken Sie nur, was wir uns dann alles erzählen werden — alles, was jetzt noch verſchwiegen bleibt. In ſentimentalen Stunden reden wir vielleicht auch wieder von Yvonne und dem fremden Mann — und, wenn Sie boshaft aufgelegt ſind, von Paul. Ja, dann wird das Teegeſpräch erſt ſeine höchſte Blüte erreichen.

Danken wir Gott, daß es noch nicht ſo weit iſt ...

O Freund, o, Doktor — das war eine ſchickſalsvolle Woche — und ich flüchte mich wie einſt in der Regenſtadt zu Ihnen, um mein müdes Haupt — nein, das geht nicht — um Ihnen mein Herz — nein, das geht auch nicht — alſo, einfach um Ihnen zu ſchreiben.

Mir iſt zumut wie nach einer Kinomatographenvorſtellung, an der ich ſtark beteiligt war — alſo hören Sie:

Sonntag: Eilbrief aus Sizilien und drei Telegramme — er fragt, ob ich mit ihm durchbrennen will — nach Amerika, natürlich. Man brennt ja immer nach Amerika durch.

Ich weiß nicht, ob ich will. Wir beratſchlagen den ganzen Tag — erſt mit Sir John unter vier Augen — dann mit Bobby unter vier Augen — dann John und Bobby miteinander und ich für mich alleine und mit dem liebenswürdigen Herrn bei einer Flaſche Sekt. Wir zählen an den Knöpfen ab, Bobbys Knöpfe ſagen nein, Johns Knöpfe ſagen ja. Bobby findet mich

herzlos, aber es freut ihn, Sir John meint, meine Energieloſigkeit habe den Kulminationspunkt erreicht, und er weidet ſich daran. Wir zanken uns, vertragen uns wieder, werden ſentimental und fühlen, daß es unendlich hart wäre, wenn wir uns jetzt ſo plötzlich und endgültig trennen ſollten.

Mit Pedro allein einer ungewiſſen Zukunft entgegengehen — der alte Herr rät mir entſchieden ab — wer weiß, ob er nicht als Kellner in Chicago endet — und für ihn iſt's doch ſicher beſſer, er heiratet die Couſine.

Montag abend ſchicken wir ein unentſchiedenes Telegramm ab. Nachher bin ich ſehr traurig, es tut mir leid, wenn ich ihn nun vielleicht nie wiederſehe. Bobby freut ſich und wird ſchlecht behandelt.

Mittwoch: nicht etwa Pedro, ſondern ſein Onkel tritt auf — man meldet mir, Signor Alfàro wünſche mich zu ſprechen — derſelbe Name — ich will die Treppe hinunter und in ſeine Arme ſtürzen — der liebenswürdige alte Herr erſcheint und warnt mich. Ich verſtecke mich in Bobbys Zimmer, Sir John geht mit Faſſung dem Onkel entgegen, entführt ihn in die Stadt und redet ernſte Männerworte mit ihm. Der Onkel läßt ſich überzeugen, daß ich nicht mehr hier wohne, und Sir John ſiedelt am Nachmittag in ein anderes Hotel über, damit wir einen ſicheren Zufluchtsort für alle Fälle haben.

Abends iſt der Sturm vorüber, und wir wollen

bummeln gehen. Wir gehen ſchon ſeit Wochen jeden Abend bummeln. John wünſcht eine Variation, ich ſoll mich in einen Knabenanzug ſtecken laſſen, ſchon damit der Onkel mich nicht erkennt, wenn wir ihn zufällig treffen. Er könnte ja bei Pedro Bilder von mir geſehen haben. — Sir John hat manchmal ſolche Einfälle.

Vorſorglich hat er eine ganze Auswahl von Anzügen kommen laſſen, ich gehe alſo hinüber, ſein Hotel liegt nur zwei Häuſer weiter, wechſle bei ihm die Kleider, Bobby muß einen Friſeur holen, der mich mit einer ſchwarzen Perücke und vieler Schminke in einen ganz ſympathiſchen Knaben verwandelt. Ich habe mich ſelbſt kaum wiedererkannt, als ich mich im Spiegel ſah. John war außer ſich vor Vergnügen und wollte uns nun in allerlei „merkwürdige Lokale" führen.

Wir gingen alſo unter ſeiner Leitung in allerlei merkwürdige Lokale — davon erzähle ich Ihnen noch gelegentlich — und kamen erſt in der Morgendämmerung heim.

Ich konnte zu dieſer Stunde unmöglich in meine Behauſung zurück, hätte mich wenigſtens erſt umziehen müſſen, und die Rückverwandlung in meinen vorigen Zuſtand war ziemlich zeitraubend. So überließ John mir ſein Schlafzimmer — er hat noch einen Salon daneben. Drüben in dem anderen Hotel ſollte Bobby die Dehors wahren und uns Nachricht bringen, wenn

der Onkel am Ende wiedererſchienen wäre. Bei Tage konnte ich dann unauffällig wieder hinüberwechſeln.

In heiterer Seelenruhe legte ich mich nieder und ſchlief bis ſechs Uhr nachmittags.

Als ich aufwachte, ſtand Bobby vor meinem Bett —

„Um Gottes willen — Pedro iſt da — und John iſt ausgegangen . . .“

„Wo iſt Pedro . . .?“ aber in dem Augenblick kam er ſelbſt herein.

Lieber Doktor, ich war ſo verſchlafen, daß ich mich überhaupt nicht beſinnen konnte, wo ich war und was die beiden von mir wollten.

Der Anzug von geſtern abend hing noch über einem Stuhl, und meine Kleider waren drinnen im Salon. — Ach, man ſollte doch immer abends ſeine Tür zuſchließen.

Ich muß zugeben, daß der Schein gegen mich ſprach — Bobbys Anweſenheit — Johns Zimmer — der Knabenanzug, — und es tat mir furchtbar leid, den armen Pedro ſo empfangen zu müſſen.

Wie es ſich dann weiter entwickelte? — Immerhin noch „harmoniſcher“, als man hätte annehmen ſollen. Wenn ich ein ſchlechtes Gewiſſen habe — (ſchlechtes Gewiſſen iſt das Gefühl, einem anderen etwas Unangenehmes getan zu haben), kommen immer meine ſchönſten Herzenseigenſchaften zum Vorſchein. Ich hätte es nicht über mich gebracht, mich in Böſem von

ihm zu trennen. Es war dieſes Mal eine phantaſtiſch ſchwere Aufgabe, aber ſie iſt gelöſt worden.

Pedro und ich fuhren noch denſelben Abend nach Amalfi und nahmen dort drei Tage lang Abſchied.

Wir haben uns auf vorläufige Trennung geeinigt. Mit dem Durchbrennen wäre es ohne des Onkels Zuſtimmung doch eine untunliche Sache geweſen. Er ſollte alſo mit dem Onkel, den Sir John inzwiſchen bändigte, nach Sizilien zurückfahren und ruhig heiraten.

Ich hoffe, Sie, teurer Doktor, werden nie wieder an meinem Altruismus zweifeln. — Dieſer Mann braucht entſchieden eine Frau, die ihm immer treu iſt, und ich habe ihm wohl oder übel auseinanderſetzen müſſen, daß mir das ſchwer fallen würde.

Wir gedenken uns zwar über kurz oder lang wiederzuſehen, aber der Abſchied iſt uns doch recht ſchwer geworden — es iſt ein Elend — habe ich jemanden ſicher und für immer, ſo wird es mir bald über, aber wenn ich ihn weggeben muß, reut es mich wieder.

Jetzt iſt er fort. In mein Hotel bin ich nicht mehr zurück, ſondern habe mich drüben einquartiert. Sie kennen meine Gewohnheit, nach jeder Kataſtrophe vor allem gründlich auszuſchlafen, — ſo habe ich mich auch diesmal gleich in mein Zimmer zurückgezogen und von Montag bis Donnerstag immer nur geſchlafen. John und Bobby beſuchten mich von Zeit zu Zeit und waren

ſehr beſorgt um Wohlergehen und Seelenzuſtand. Sie wußten eben noch nichts vom Kataſtrophenſchlaf, und ich konnte ſie erſt darüber belehren, als er zu Ende war.

Und jetzt? — Ja, das weiß ich noch nicht, jetzt muß ich mich erſt wieder vom vielen Schlafen erholen . . .

Vorausgeſehen — Sie tun ſich leicht, lieber Freund. Wenn etwas geſchieht oder geſchehen iſt, brauchen Sie nur den Epilog zu machen. Und Pedros Grabrede war allerdings eine Ihrer Glanzleiſtungen.

„Das Engagement war nicht für die Ewigkeit," das — ja, das konnte man wohl vorausſehen. Und doch — wäre das Wiederſehen nicht ſo unglücklich inſzeniert geweſen und der Onkel nicht ſo hartherzig, dann ſäßen wir jetzt vielleicht Hand in Hand auf einem Ozeandampfer. — Ob ich nun mein wahres Lebensglück verſcherzt habe oder ob es vielleicht ungeheuer geſcheit war, ſelbiges zu verſcherzen — wer kann das ſagen? Die Trennung von John und Bobby hätte mir wahrſcheinlich ebenſoſehr das Herz gebrochen. Pedro „konnte" ich eigentlich doch nur im Enſemble, allein wäre ich ihm auf die Länge nicht gewachſen geweſen.

Unſere Koffer ſtehen ſchon halb gepackt, und dies iſt vorausſichtlich der letzte Brief, den ich Ihnen von hier aus ſchreibe.

Die nächſte Programmnummer wird heißen: „Bobbys Inſel“.

Sir John will uns in Bälde nachkommen. Dann wollen wir den ganzen Sommer in der Sonne liegen und Bobby zum mondänen Dichter erziehen. John hat ja ſozuſagen die Verantwortung übernommen, daß etwas aus ihm wird, und er meint, für dieſen Typus würde er ſich am beſten eignen.

Die beiden haben noch viel mit ihren Reiſevorbereitungen zu tun und ſind meiſt in der Stadt. Ich habe auf der Terraſſe einen traumhaft bequemen Schaukelſtuhl und verbringe dieſe letzten Tage in ſtiller Beſchaulichkeit.

Dabei habe ich eine neue Erkenntnis gewonnen — wieder einmal — werden Sie ſagen. Aber dieſe hat ſehr viel Endgültiges.

Lieber Freund, ich bin mir darüber klar geworden, daß mein Leben nach einem umgekehrten Prinzip verläuft — oder iſt es deutlicher ſo: das Prinzip meines Lebens iſt, daß alles umgekehrt geht.

Sie haben Sir Johns Diagnoſe anerkannt: ich bin im Grunde faul und energielos und gerate doch ſo oft in Lebenslagen, die Energie erfordern, alſo muß ich meiner Beſtimmung entgegengeſetzt handeln. Das erweckt einen falſchen Eindruck, der mich wiederum zu lauter umgekehrten Handlungen zwingt. — Nicht wahr, das ſtimmt?

Ferner — ich habe ſo viel Anlage zu paſſivem Glück, und dabei ſind meine „Glücke" faſt immer ſtürmiſch und bewegt. Ich „kann" keine Konflikte, und immer gibt es welche.

Vor allem aber: was ich auch tue, beginne und plane, unweigerlich kommt dabei das Gegenteil heraus. — Das kann doch nicht nur Zufall ſein. — Unternehme ich etwas ungemein Nützliches und Wohlüberlegtes, ſo gibt es ſicher den größten Unſinn. Tue ich aber gänzlich unzweckmäßige und unüberlegte Dinge, dann kommt etwas Vernünftiges zuſtande. Kurz, ich ernte nie, was ich geſäet habe, ſondern jedesmal etwas ganz Überraſchendes.

Und die Moral: wem das Los ſo fällt wie mir, nämlich umgekehrt, der ſuche eben umgekehrt zu leben, immer von vornherein das Umgekehrte zu tun — dann muß es ſich wieder ausgleichen.

Seit dieſe Erleuchtung über mich gekommen iſt, bin ich ſehr zufrieden. Ich begreife, daß in der Erkenntnis wirkliches Glück liegen kann. — Alle weitere Gedankenarbeit überlaſſe ich Ihnen, es war ſchon eine bedeutende Leiſtung, Ihnen das alles ſo wohlgeordnet vorzutragen.

Und die praktiſche Anwendung — mein lieber, guter Freund — — —

Wie Sie mir ſchreiben, es wäre ſicher das Beſte, wenn ich jetzt zurückkäme, dorthin, wo ein getreues Herz für mich ſchlägt, und wenn ich nur wollte, auch

eine ſogenannte Exiſtenz bereit wäre — von dieſem Herzen und dieſer Exiſtenz habe ich Ihnen ja in den Tagen der Regenſtadt ſchon Näheres erzählt und ...

Aber nein — ich werde von jetzt an nie mehr das tun, was ſicher das Beſte wäre und das Geſcheiteſte. Bobbys Inſel iſt gewiß das Dümmſte, was ich tun kann — und ich wähle Bobbys Inſel.

Sobald wir ſie gefunden haben, ſchreibe ich Ihnen — wir wiſſen ja ſelbſt noch nicht, wo ſie liegt — und deshalb ſage ich Ihnen heute mit einer gewiſſen Feierlichkeit Lebewohl und — à tantôt ...

F. Gräfin zu Reventlow

**Ellen Oleſtjerne**

Roman

3. Tauſend

Geheftet 3 Mark 50 Pf., in Leinen gebunden 5 Mark

National-Zeitung, Baſel: Es iſt kein neues Buch, das uns da geboten wird. Schon vor einer Reihe von Jahren erſchien es, allerdings in einem anderen Verlag und hat damals ziemliches Aufſehen gemacht, als eines jener Werke, die nie zu einer ruhigen Beurteilung kommen können, ſondern immer von hart gegeneinander geſetzten Meinungen umſtritten werden. Schildert uns doch das Buch in dieſer Ellen ein Mädchen, das ſich in ſeiner freien perſönlichen Lebensführung durch nichts hindern läßt. Aber die Verfaſſerin verfügt über einen feinen, ſicheren Takt; und nur dieſer konnte im Verein mit künſtleriſcher Geſtaltungskraft ſolche Erlebniſſe und Bekenntniſſe äſthetiſch in hohem Maße feſſelnd erzählen, ohne je trivial zu werden.

Lübeckiſche Anzeigen: ... Ellen Oleſtjerne iſt kein Buch für ganz junge Mädchen, aber jede über ſich und ihr Geſchlecht denkende Frau wird es als document humain würdigen.

Neue Bahnen, Heilbronn: Freie Menſchen können an dem Buche nichts ausſetzen und für Mucker iſt es nicht geſchrieben.

Albert Langen, Verlag, München

Umſchlag- und Einbandzeichnung von Alphons Woelfle
Druck von Heſſe & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik,
Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig

Princeton University Library
32101 068180718